

E

„Misrachab.“

# Nach Osten!

Eine jüdische Gesellschaftsreise  
nach Palästina.

o o o

Reisebericht

von

Rabbiner W. Reich

Baden bei Wien.



Frankfurt a. M.

J. Kaufmann.

1905.

1,711.929-B. Neu-

REICH, Clicheau



Seinem verehrten Freunde  
dem hochverdienten Präsidenten Herrn

Moriz Leitner

und dem verdienstvollen

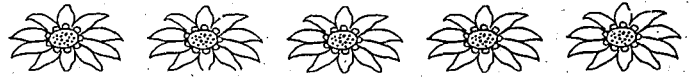
Gesamt-Vorstande

der israelitischen Kultusgemeinde zu

Baden bei Wien

gewidmet

Vom Verfasser.



## Vorwort.

Gleich einer blitzartigen Momentphotographie ist der vorliegende Reisebericht entstanden, und ohne ihn zu färben oder zu retouchieren übergebe ich ihn — um einem vielseitig geäußerten Wunsche zu entsprechen — einer weitem Öffentlichkeit.

Eine solche Momentaufnahme hat immerhin den Vorteil, daß sie ungeschminkt alles wiedergibt, was in den Bereich ihrer Linse geraten ist; da ist nichts verkehrt und nichts künstlich für das Auge aufgedomert. Objektivität in Berichten über Palästina ist aber, besonders in dem gegenwärtigen Stürmen des Für und Wider, sehr wünschenswert.

Die palästinensische Reiseliteratur kann immerhin eine Vermehrung von jüdischer Seite vertragen, und es wäre sehr vorteilhaft, wenn von Juden recht oft und recht viel über die jüdischen Altertümer und über die gegenwärtigen Zustände im heiligen Lande geschrieben würde. Die vorhandenen Reisebücher berücksichtigen die dem Juden heiligen Stätten sehr oberflächlich oder stellen sie in falscher Beleuchtung dar,

und die allgemeinen Lebensverhältnisse, wie sie durch die Kolonisation und den fortwährenden Zuzug von jüdischen Glaubensgenossen seit zwei Dezennien sich verändern und in immerfort andauernder Umgestaltung begriffen sind, erfordern eine von Zeit zu Zeit sich einstellende Richtigestellung der sonst gangbaren Vorstellung über dieselben.

So schildert der berühmte Dichter Zangwill — dem als feuriger Zionist die Liebe zum heiligen Lande gewiß nicht abgesprochen werden kann — in seinem erst vor wenigen Jahren erschienenen Buche „Die Kinder des Ghetto“ die Gefühle der Enttäuschung, die einen sehnsuchtsvoll nach Palästina strebenden Juden — er heißt dort Mendel — erfüllen, nachdem er es erschaut hat. Er schreibt: „Aber es wäre besser gewesen, wenn der Traum seines Lebens ein Traum geblieben wäre.“

„Mendel sah die Hügel von Palästina, den heiligen Jordan, den Berg Moriah, den Sitz des Tempels, die Gräber von Absalon und Melchizedek, das Tor Zions, die Wasserleitung, die Salomo erbaut hat, und Alles, was er seit seiner Knabenzeit zu schauen gewünscht hatte; aber sonderbar, es war gar nicht sein Jerusalem, kaum etwas anderes als sein Londoner Ghetto, bloß nach Palästina verpflanzt. Nur war es noch schmutziger und enger, statt der Bettler waren Krüppel zu sehen und statt der Hausierer Leprakranke.“

„Von dem Zauber der Stadt seiner Träume war nichts zu sehen. Alles war so prosaisch, beinahe schmutzig. Das Herz war ihm schwer, wenn er an die heilige Pracht Zions dachte wie seine Phantasie sie ihm vorgespiegelt hatte. Die Regen-

bogen, aus seinen bitteren Tränen gebildet, spannten sich nicht über das Firmament dieser schmutzigen orientalischen Stadt. Wo waren die Rosen und Lilien, die Ceder und Springbrunnen?“

„Ja, der Berg Moriah war da, aber er trug die Moschee Omars und der heilige Tempel Jerusalems bestand nur aus einer zertrümmerten Mauer. „Wer wird hinaufsteigen den Berg Jerusalems?“ Siehe! Die Moslems und die christlichen Touristen. Auf den Hügeln Zions standen Baracken und Klöster. Seine Brüder, nach göttlichem Recht Herren dieses Bodens, verloren sich in dem Chaos der Bevölkerung — den Syriern, Armeniern, Türken, Kopten, Abyssinern und Europäern, sowie ihre Synagogen zwischen den Domen und Minarets verschwanden — und über Allen flatterte der Halbmond des Muselmannes.“

Es muß nun berichtigend konstatiert werden, daß diese verbitterte enttäuschte Stimmung in den gegenwärtig Palästina erschauenden Juden nicht mehr plaggreifen würde.

Schade, daß Zangwill den Mendel seiner Phantasie bereits sterben ließ, er würde, Palästina jetzt erblickend, doch manches erträumte Bild wieder verwirklicht sehen.

Er würde sehen, daß der Jude in Jerusalem nicht mehr in dem Chaos der Bevölkerung verschwindet, daß im Gegenteil seine Stammesbrüder zu zwei Dritteln die andere Bevölkerung überwiegen. Er würde staunend die vielen hebräischen Firmamenten sehen, sogar eine englisch-palästinische Bank, er würde die hebräische Sprache reden hören, unter den Kindern männlichen und weiblichen Geschlechtes in den

Schulen, von denen viele meisterhaft geleitet sind — das alte Jerusalem innerhalb der Mauern ist wohl schmutzig und eng, aber es erhebt ein neues außerhalb der Mauern, wo die Judenviertel in der Mehrzahl sind, europäisch angelegte Straßen, jüdische elegante Hotels, Synagogen, Lehrhäuser, Schulen, Spitäler, Waisen- und Altersheime — sind das nicht verwirklichte Träume? Daß über Allem die Fahne des Halbmondes flattert, ist, bis Moschiach kommt, nicht zu bedauern, denn dieser Halbmond leuchtet dem Juden viel milder, als das russische Doppelkreuz, welches so schwer auf den Schultern der Juden lastet.

Vieles Unschöne, das man sieht, ist dem ganzen Orient, ja selbst dem europäischen Südband und allen dortigen Konfessionen eigentümlich.

Man sieht den Bettel in Blüte, von Venedig bis hinab nach Palermo, man sieht ihn von Korfu bis Athen und ebenso von Alexandrien bis Kairo — wie sollte gerade Palästina, dieses von der Geschichte bestgehegte Land, schon so weit vor sein, daß man ihn von Saffa bis Jerusalem nicht sehen sollte! Er wird immer dort zu finden sein, wo der Touristenstrom sich ergießt und so lange einerseits orientalische Zustände der staatlichen Lässigkeit vorhanden sind und andererseits Ackerbau, Handel und Industrie noch nicht jene selbständige Stufe erreicht haben, um die Bevölkerung zu ernähren. Und die Krüppel und die häßlichen krankhaften Gebreche sind die unumgänglichen Begleiterscheinungen solcher Zustände.

Wie erstaunt würde erst Jangwills Mendel aufschauen, wenn er Jerusalem verläßt und eine jüdische Kolonie sieht. Was sich da zeigt, hat er sich gewiß selbst im Traume nicht gedacht.

Ein jüdisches Dorf, mit jüdischen Bauern, mit hebräischer Verkehrssprache, mit jüdischer Verwaltung vom Ortsrichter bis zum Nachtwächter, mit jüdischer Feuerwehr, mit jüdischen Gesangsvereinen und jüdischen Fahnen, mit einer strammen jüdischen Jugend, dahin fliegend auf ihren Rossen mit geschultertem Gewehr, wie die Beduinen; die Alten mit schwierigen Händen von der Arbeit, die Kinder in den Schulen die Synagoge die Mitte des Ortes beherrschend; kein Dom ein Minaret zu sehen; die Frauen und Töchter züchtig im Hause und auf dem Felde beschäftigt und die Sabbath- und Festtagsruhe gemeinschaftlich „unter dem Weinstock und unter dem Feigenbaum“ feierend!?

Ach, könnte der alte in schwerer Enttäuschung verstorbene Mendel aus seinem Grabe wieder erwachen und eine jüdische Kolonie sehen! Er würde sogar dort die Rosen, die Lilien und Drangen wieder finden. „Wer nimmt dir den Grabesstaub von deinen Augen!“ Sie würden wieder aufleuchten und ein neuer Regenbogen würde sich spannen in den Tränentropfen, die du vor Freude vergößest!

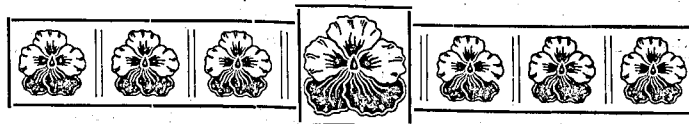
Die Wahrheit ist, daß die palästinensische Judenheit sich soeben in einer Zeit des Sturmes und des Dranges befindet, die für die Zukunft Großes erwarten läßt. Der Bettel nimmt ab und die Arbeitsgelegenheit nimmt zu, nur, darf man nicht die von der Chalukka (Aufteilung von A-

mosengeldern) Lebenden und die den religiösen Übungen und dem Thorastudium Obliegenden mit den Straßenbettlern in eine Reihe stellen — und fälschlich zu den Müßiggängern rechnen; denn von vielen tausenden Glaubensgenossen werden aus tiefreligiöser Erkenntnis die Geldopfer zur Unterstützung eben dieser frommen Glaubensbrüder vom Herzen gerne gebracht.

Es ist auch ebenso selbstverständlich, daß mit der Zeit dahin getrachtet werden muß, daß die Chaluffajuden sich vermindern, indem die Arbeitsgelegenheit vermehrt wird — und wo und wie diese Zukunftsbestrebungen unterstützt werden könnten, hiezu werden zur Kenntnis des Landes aus eigener Anschauung solche oftmals sich wiederholende Pilgerfahrten von großem Nutzen und die gewonnenen Eindrücke in dauernden Lettern zu fixieren, von Vorteil sein.

Auch diese Erwägung dürfte als Empfehlung gelten um diesen kurzen Reisebericht über die erste jüdische Pilgerfahrt nach Palästina in Buchform der Öffentlichkeit zu übergeben — möge die Lektüre desselben Viele aneifern, das Land selbst schauen zu wollen, wohin wir im Gebete unsere Augen gerichtet halten — nach Osten! Misrachah!

Baden b. W., im Mai 1905 (5665).



„Ex oriente lux“. Dieser lateinische Spruch hat sein sichtbares Wahrzeichen bei den Hebräern in der Misrach-Tafel erhalten. „MISRaCh“, der Orient, eine Abkürzung von „Mizad Seh Ruach Chaim“. „Von dieser Seite kommt der Geist des Lebens“. Wie sollte es da den Juden nicht nach dem Orient ziehen; sein Licht kam zuerst von dort, wie Jesaias es ausruft: „Wer erweckte zuerst vom Osten die Gerechtigkeit“. (Eine Variation nach einem Kommentator). Die andern Lichter, die sind erst der großen jüdischen Sonne nachgefolgt, sie sind bisher auch nur Monde geblieben, denn sie verfinstern sich oft, und zwar sobald sie der jüdischen Sonne den Rücken kehren. Dieser Sonne nachzugehen, wenn auch mit Aussicht auf Beschwerden einer längern Seereise und einer solchen zu Lande, das noch nicht mit den modernsten Verkehrsmitteln ausgestattet ist, entschloß ich mich erst in den letzten 24 Stunden vor der Abreise, da ich bis in dieser letzten Zeit als Amtsjubiläum behindert war, an eine solche Reise auch nur zu denken, so daß die üblichen Vorbereitungen zu einer solchen Fahrt entfallen mußten, und schloß mich erst in Fiume, anstatt wie die Andern in Budapest, der Reisegesellschaft an. Die Eindrücke, die ich auf dieser Reise empfangen habe, will ich nun fixieren, und mögen dieselben für Jene, die für Zion noch Herz und Gefühl haben, eine willkommene Gabe sein. Selbstverständlich können die Berichte nur aphoristisch gehalten

sein, — gegenwärtig an Bord, beim Schaukeln des Schiffes hat nicht einmal meine Hand die gehörige Ruhe, — wie sollten Kopf und Nerven die nötige Ruhe finden?

„Omnia mea mecum porto“, sagte ich mir mit dem Philosophen, und zwar nicht nur bezüglich dessen, was ich etwa an geistig erworbenen Gütern mit mir trage, sondern in Bezug auf die Reisentensitteln. Eine solche Fahrt mit beschränkter Bequemlichkeit ist auch eine Lehrmeisterin fürs Leben, mit wie wenig man bei gutem Willen auskommen kann. Mit Ungeduld erwartete ich in Fiume auf dem Schiffe die große Gesellschaft, die erst spät am Abend aus Budapest eintreffen sollte, aber die Erwartung teilte sich mit einer andern großen Gesellschaft, die nicht um mitzufahren zum Hafen herausgekommen war, sondern um den Anblick einer ausschließlich jüdischen Gesellschaft, die nach Palästina pilgert; ein noch nie dagewesenes Phänomen mitzugenießen und sich an demselben mitzuerfreuen. Männer, Frauen und Kinder umringten mich, um mir Glück zu wünschen, viele beneideten mich, aber aller Augen leuchteten von Begeisterung.

Endlich spät abends langte ein großer Zug an, voran die Leiter der Gesellschaft, umgeben von graubärtigen und jugendlichen Rabbinern, und dann eine lange Reihe von Gestalten verschiedener Nationalitäten, die nach ihren heimischen Wohnstätten vom Norden bis zum Süden reichen, aber alle beseelt von einem einzigen jüdischen Gedanken, der sie verbindet, dem Gedanken an Zion, dem sie alle zustreben; Orthodoxe und Neologen, Aschkenasim und Sephardim. Es folgt sodann ein Begrüßen und Erkennen, welches die ganze Gesellschaft Hand in Hand mit den auf sie Harrenden zu einer einzigen großen Familie verbindet. Die Wagen mit Gepäck werden um- und eingeladen, jeder sucht seinen ihm angewiesenen Platz und endlich um halb 11 Uhr nachts ertönt das Nebelhorn, das Zeichen der Abfahrt; die Ketten klirren, der Anker kracht, die Seile schwirren hin und her,

der Schiffskörper erzittert bis in seine einzelnen Teile, es folgt ein erwartungsvolles heiliges Schweigen, aber schließlich bricht die Begeisterung los; ein hebräisches Abschiedslied ertönt, die im Hafen stehenden Genossen rufen ein lochaim uleschalom uns zu, ein Tücherschwenken ohne Raft, bis wir im Dunkel der Nacht verschwinden.

Es war eine Donnerstagnacht, die wir zuerst an Bord verbrachten. Es ist nicht der Zweck dieser Berichte, die Reise als Reise mit allen ihren Begleiterscheinungen zu schildern, die ja schließlich allen solchen Gesellschaftsfahrten gemeinsam zu sein pflegen, sondern das exklusiv-jüdische Moment, welches dieser jüdischen Gesellschaftsfahrt das Gepräge gibt.

Freitag Abend! Kabolath Schabbos am Schiff; gegenüber im Osten die albanischen Berge mit den schneebedeckten Kuppen, im Westen die italienische Küste — die Rom — dort Mahomed — und auf einem schwankenden Schiffe eine kleine Gesellschaft von jüdischen Reisenden, die mokabbel Schabbos ist — ist das nicht ein Bild, das schon viele hundert Jahre alt ist! Im Speisesaal wird gebetet. Die jüdischen Frauen hatten die Stirnseite desselben mit Lichtern geziert, lokowod Schabbos. Mehr als 20 Kerzen erleuchteten die Stelle, wo das kleine Kästchen mit der heiligen Lade stand, und der Saal selbst erglänzte in elektrischem Lichte. Was aber waren diese Lichter gegen das Licht, gegen die Flammen, die in uns anfluchteten, wie innig wurde da gebetet, in allen Tönen Gott angerufen — und als der Vorbeter das Mikoloth majim rabbim betonte, wie tief griff das jedem ins Herz mit dem Verständnisse, der Gewalt der Erkenntnis, die uns das im Mondlichte erglänzende Meer abgerungen mit seinen Wogen, die sich vor unsern Augen wälzten! Dann der gemeinsame Kiddusch, bei dem der älteste Rabbiner die Segensprüche mit Worten der Thora einleitete, die jedem ans Herz gingen; Männer und Frauen

weinten, heiligten die Sabbathbrode und tränkten den Kiddusch-Wein mit Tränen der Rührung, aber auch der Freude, in den Vorahnungen späterer Zeit, der vollkommenen Erlösung und Erhebung von Jeruscholaim. Rabbiner, Gelehrte, Professoren, Aerzte, Anwälte, Studenten, Financiers, Gutsbesitzer, Fabrikanten — sie alle bildeten ein Ganzes — eine jüdische Welt im Kleinen, die sich an diesem Empfange der Sabbathbraut berauschten.

Schabbos Vormittag — gemeinschaftliches Gebet am Verdeck, in der Nähe der jonischen Inseln; das Vorlesen aus der Thora, welches mit der letzten Seite des Exodus schließt. Auch wir im Exodus begriffen, wenn auch nur mit vorübergehenden Zielen — und wir hörten mit Andacht auf die verlesenen Worte über den Abschluß des Baues vom Heiligthum, und nachdem es nun in Staub gefallen und in Trümmern liegt, suchen wir die letzten Reste auf, um uns selbst ein Heiligthum aufzubauen. Wie tief drang da jedes Wort in unser aller Herz — und als im Rauschen der Wellen unter dem Leuchten der südlichen Sonne das „chasak, chasak, wonis'chasak“ ertönte, da fühlten wir, daß wir Alle es uns gegenseitig zurufen — seien wir stark — und wir können mit dieser Willensstärke für das ideale Ziel des Judentums alles erreichen.

Wie wurden nun die freien Sabbathstunden gefeiert! Welch eigentümliches Volk wir sind; wir kannten nicht Sang und Spiel — wie bei den andern Gesellschaftsfahrten, sondern ein idealer Gedanke wurde der Ausführung vorbehalten und vorberaten. Von der Gesellschaft solle ein bleibendes Andenken durch Zedakah für das erbarmungsvolle jüdische Volk im heiligen Lande geschaffen werden, von der fahrenden Gesellschaft selbst, der die Pilgerfahrt nicht wie eine Vergnügungsfahrt erscheine. Dieser Gedanke wirkte zündend — ein Vorsitzender wurde gewählt — Professor Dr. Simonson

aus Kopenhagen — und für den Sonntag Nachmittag die Beratung bestimmt.

Um 3 Uhr nachmittags begann sie, alles wurde durchgesprochen, bis die Sonne unterzugehen drohte und man rief „higgia seman minchah“. Geld wurde in Eile noch gesammelt — von vorläufig 44 Personen liefen 4500 Kronen ein — und ein Komitee bestimmt, die Sammlung bei den 136 Teilnehmern zu vervollständigen und über die richtige Verwendung Bestimmung zu treffen. Dies geschah noch am Montag Abend, vor Betreten des Bodens von Alexandrien. — Nach glücklicher Landung, mit Gottes Hilfe mehr, vorläufig muß ich den Schreibepalästräumen, um auch Andern für die Fixierung ihrer Herzensergüsse Zeit und Raum zu gönnen.



Kairo, 15. März 1905.

Nun bin ich wieder einmal auf festem Boden und ich fühle mich sicherer, nicht nur zum Schreiben, sondern auch zu den Berichten für jüdische Interessen.

Alexandrien, die alte Stadt, in der schon seit der Gründung Juden wohnten; die Stadt der jüdischen Philosophen; die Stadt aber auch, von der aus der Antisemitismus seine politische Geburtsstätte her hat.

Hier hat Apion seine falschen Berichte über das Judentum, seine Heftschriften gegen dasselbe verfaßt — die bis auf die heutige Zeit die Fundgrube zu dem Hass gegen uns bilden. Hier aber hat auch Philo zu derselben Zeit die Gesandtschaft geleitet, um Schutz für die Juden zu erbitten, die, zu zwei Tüinstel in Alexandrien wohnhaft, von den zu drei Tüinsteln dort wohnhaften Griechen bedroht waren. Der römische Imperator selbst wollte ihnen nicht helfen — aber fand ein plötzliches Ende — und sein Nachfolger schützte sie.

Dieser ägyptische Boden wurde nun von uns morgens 9 Uhr am 14. v. M. betreten — und wie herrlich wurden wir empfangen und welcher kowod hathora zeigte sich uns da, und wie erkannten wir uns erst als Brüder, obwohl sonst viele hunderte Meilen von einander getrennt und in verschiedenen Weltteilen wohnhaft. Deutsch und türkisch gekleidete Juden erwarteten uns mit lautem „Schalom“ an der Barrière bei der Einfahrt in den Hafen und alles rief uns zu, der „Chacham Baschi“, der grand

rabbin de l'Egypte sei selbst da. Alles drängte an ihn heran, er reichte jedem glücklich lächelnd die Hände, viele küßten sie ihm und er rief jedem besonders ein herzliches „Baruch habbah“ zu. Der Mann erregt Interesse durch sein Auftreten, wie durch sein Aussehen. Er ist begleitet von einem Kawassen, in goldgestickter Uniform mit krummem türkischen Säbel an der Seite, der geht voran, um dem Chacham den Weg frei zu halten, dem Chacham nach geht sein Begleiter, ein jüngerer Mann mit durchgeistigtem Gesicht, mit Fez und Burnus bekleidet, Auskünfte erteilend, Fragen beantwortend, gleichsam das alter ego des grand rabbin, und dieser selbst, eine würdige Gestalt, auf dem Haupte einen Fez von dreifachem schwarzen Atlasschmuck umhüllt, einen gelben seidenen Kasten mit golddurchwirtem Gurt und weitem dunkelblauem Burnus, aus dessen weiten Ärmeln und Brustteilen ein scharlachrotes Futter hervorleuchtete. Eine goldene Brille vor den Augen, ein mächtiger Siegelring am Ringfinger der rechten Hand, so gibt er sich schon in seinem Außern als das Bild eines Pascha, er wird aber auch als solcher von seiner Umgebung — auch nichtjüdischer — behandelt.

Nun ging es in großem Zuge durch das großartige Alexandrien, vom großen Hafen, den schönsten Teil der Stadt durchschneidend, zum Bahnhofe, der nach Kairo führt. Am Bahnhofe selbst stellten sich noch Vertreter der verschiedenen jüdischen Gemeinden vor und es entwickelten sich Gespräche, besonders in hebräischer Sprache. Interessant ist es zu erwähnen, daß auch der Sohn des Chacham Baschi da war, der, ein Kavaller in Kleidung und Manieren, sich nur in französischer Sprache verständigte und auf meine Erkundigung über die Familienverhältnisse seines Vaters mir sagte, sie seien drei Söhne, der älteste Rechtsanwalt in Kairo, der zweitälteste studiere soeben dieses Fach, und er selbst wäre zum Rabbiner bestimmt gewesen und habe

zu diesem Zwecke das französische Rabbinerseminar in Paris besucht, habe aber keinen Gefallen an dem Stande gefunden und sei nun Sekretär im Amte seines Vaters. Ein merkwürdiges Kennzeichen, wie der Chacham Baschi bezüglich der Erziehung seiner Kinder modern denkt.

Auf der Reise nach Kairo begleitete uns der Vertreter des grand rabbin und der Vorsteher der Gemeinde. Um halb 1 Uhr — nach dreistündiger Fahrt — langten wir, an Mut und Gemüt gesättigt, dort an. Wie großartig war erst da der Empfang und die Begrüßung in allen Sprachen; an der Spitze der Chacham Baschi von Kairo, noch festlicher und feierlicher auftretend als sein Amtsgenosse in Alexandrien. Da trug der Kawasse auch noch einen ipepterartigen, mit Silber beschlagenen Stock in den Händen, der wie Schutz und Wehr erschien und zugleich als besonderes Würdezeichen. Reihenweise standen die eleganten Equipagen zur Verfügung, ringsherum eine nach vielen Hunderten zählende Menge, bestehend aus Eingeborenen in allen Typen und Gewandungen, Polizei, ägyptisches und englisches Militär, ein orientalisches Bild voll Farbenpracht, leuchtend in der glänzenden tropischen Sonnenglut, vor Gebäuden, die europäische Kunst mit orientalischer Fremdartigkeit zur Schau trugen. So ging es zum Palais Royal durch einen großen Teil der Stadt, die einzig in ihrer Art an Lebendigkeit, Verkehr und Zauber ist.

Für halb 5 Uhr war der Besuch des Maimonides-Tempels bestimmt, denn es war Saün Udar; der sollte dort gefeiert werden, und zwar durch eine feierliche Ansprache des Chacham Baschi. Gleichzeitig ein Gedenktag für Maimonides, seit dessen Tode 700 Jahre verstrichen sind.

Das war aber auch ein Fest, fürs ganze Leben sich einprägend. Die ganze Strecke entlang standen Männer, Frauen und Kinder, Kopf an Kopf, die leuchtenden Antlitzes die in Fiaker anfahrenen Gäste begrüßten

mit Schalom, Schalom — so ging es bis vor die Synagoge. Die Maimonides-Synagoge ist gehaut an der Stelle, wo der Namam sein Beth-Hamidrasch hatte; dieses befindet sich unterhalb der Synagoge, welche zur Ehre seines Andenkens nach seinem Tode dort erbaut wurde; Maimonides heiliger Leichnam hat noch in der unten nebenan liegenden Kammer 5 Tage geruht, bis er nach Librias überführt wurde. Diese Kammer ist mit einem uralten Vorhange, wie ein Aron hakkodesch, versehen, davor hängen heilige Dellämpchen; nach den Worten des Chacham werden Kranke hieher gebracht, die, wenn sie die Nacht dort schlafend verbringen, wieder gesund werden. Die Synagoge ist an sich selbst schon ehrfurchtgebietend, wie erst bei dem Gedanken an ihr Alter und an ihre Bestimmung, dem Namen des Maimonides geweiht.

Vor der heiligen Lade hängen im Halbkreise an Ketten heilige Dellampen, und hinter dem Sitze des Chacham, ein kleines, mit einem gestickten Vorhange versehenes Kästchen, in welchem eine auf Pergament geschriebene Bibel liegt, welche Maimonides selbst geschrieben haben soll. Diese wurde uns auch gezeigt und von uns ehrfurchtsvoll geküßt.

Die Ansprache des Chacham, in reinem Hebräisch gehalten, war tief zu Herzen gehend und erhebend zugleich — man fühlte, der Jude ist überall heimisch, wo er seine Brüder findet — und das Schönste ist — in diesem laugen Goluß — er findet sie auch, er muß nur sie auch aufzusuchen den Mut und die Energie haben. Der Segen, der uns da in diesem heiligen Tempel gesendet wurde, war an sich selbst schon ein Erlebnis — aller aufgewendeten Opfer wert.

übermütigen Laune eines Tyrannen unnütze Denkmäler aufzurichten. — Da haben wir ein Bild, was unsere Vorväter während mehrerer Jahrhunderte gelitten haben müssen und wir begreifen es, wenn die Thora immer und immer wieder, sowohl bei der Behandlung des geschichtlichen Stoffes, als auch bei der Motivierung der wichtigsten Gebote auf die Befreiung aus Ägypten zurückkommt.

Wir begreifen es auch, was es heißt, in Ägypten geknechtet gewesen zu sein und wieder erlöst, wenn man die eingeborenen Fellahs in ihrer ärmlichen Lebensweise und in ihren kümmerlichen Lebensverhältnissen sieht, die selbst jetzt unter europäischer Kultur und Zivilisation, unter dem erleuchteten englischen Regime, das Wunder leistet und Wunder hervorzubereit, ganz neues Leben in das Land bringt, und diese Fellahs sich doch noch immer nicht erheben können aus ihrem angeborenen und anerzogenen Sklavensinn. Fürwahr, da begreifen wir die Worte der Agada, daß wir gegenwärtig, selbst wenn wir unter den günstigsten Verhältnissen leben würden, noch immer uns nicht genug dankbar erweisen können, daß uns die Erlösung vor Jahrtausenden geworden; wenn sie uns damals nicht geworden wäre, im Lande geblieben, würden wir noch heute den Fellahs gleich sein, tief gedrückt und herabgekommen an Geist und Gemüt, selbst wenn uns heute alle Herrlichkeiten der Natur und der Kultur umgeben hätten.

Schwer trennt man sich vom Anblick der Wüste, mit ihrer schweigsamen Herrlichkeit, mit ihrer unendlichen Weite, mit ihrer bezaubernden Fernsicht — vor uns der gelbe Sand der Wüste, links, in weiter Ferne, nur mit dem Fernglas bewaffnet erkennbar, die Höhenzüge des Mokkatam — deren Gipfel bis zu 2400 Meter ansteigen — rechts Palmen, Tamarisken, Kameel- und Büffelherden und wir selbst von Kameel- und Maultiertreibern, von Beduinen auf

Kairo, 17. März 1905.

Die *pièce de resistance*, die Wüste mit den Pyramiden, wir haben sie erschaut in ihrer unbeschreiblichen Erhabenheit, und tiefe Ergriffenheit bemächtigte sich aller Teilnehmer. Im Rücken Kairo, die Stadt des Lebens mit allen ihren Genüssen, Reizen und Leidenschaften der Welt — und vor uns die Stätte, die die Furcht vor der Vergessenheit nach dem Tode sich erbaut; denn die großen Autokraten Ägyptens haben sie sich errichtet, um unter den mächtigen Steinen ihre Mumienleiber für die scheinbare Ewigkeit zu erhalten. Das ist ägyptischer Geist — *Sibche metim* — im Gegensatz zu dem jüdischen, der im Gedanken der Unsterblichkeit und der Wiederauferstehung den Tod nicht fürchtet.

Da blicken sie auf uns herab im klaren Licht der afrikanischen Sonne, die Jahrtausende. Die Cheops-Pyramide, die höchste an dieser Stelle, dann der Reihe nach immer kleinere, und zwischen denselben die Sphinx mit ihren rätselhaften Zügen, und zu ihren Füßen, in tiefen Sand gebettet, der ihr geheiligte Tempel, erbaut aus mächtigen Steinen von riesigen Dimensionen, aus Rosengranit und in den innern finstern Gemächern aus Marmor. Noch lebt eine tiefe Zisterne mit unergründlichen tiefen Gewässern — sonst ist und predigt alles — den Tod! Aus dem fernen Assuan wurden die mächtigen Quadern herbeigeschleppt — denn in der Wüste und weit und breit gibt es keine Steine — hunderttausend Sklaven wurden hiezu geknechtet, haben da im Soche der Arbeit geseufzt, um der

Pferden einherstolzierend, von bettelnden und hausierenden Arabern umgeben, umheult, umschrien, mit ihren gurgelnden Tönen, in gebrochenem Deutsch, Englisch, Französisch und Italienisch — von jeder Sprache einige Brocken — die stramme Polizei, mit ihren Stöcken dreinschlagend, wenn die Araber zudringlich werden. Die Führer und Dragomane erklärend und erläuternd, — ein wahrhaftes Babel — und was da alles angeboten wird, Skarabäen, Glasketten, Ansichtskarten, Orangen, Pistazien, allerlei Erzeugnisse des Bodens und der heimischen Industrie, in schreiendem und singendem Tone, nicht zum Loswerden, bis man ihnen ein kräftiges „Käß“ mit gleichfalls schreiender Stimme zuruft — denn der Araber hat nur vor dem Anschreien Respekt — so geht es zur Rückkehr — um wieder am Fuße der Sandhügel die schöne luftige „Elektrische“ zu besteigen, um wieder das beruhigende Heim im Hotel nach ermüdender Hitze von über 30 Grad an aufzusuchen.

Aber trotz aller Zudringlichkeit der Araber muß gesagt werden, höflich versteht er dennoch mit dem Fremden umzugehen, jeder Fremde ist für ihn ein „Err Graf“ oder ein „Err Baron“ und man blickt sich erstaunt an, wenn so ein Eseltreiber uns dringend einladet, seinen Esel zu besteigen, mit den Worten „Komm! da! Esel! — „Err Baron! Vielleicht sind doch wir die Esel — die wir in der Gluthitze die Pyramiden anschauen gehen!“

Der Gesamteindruck, den Egypten bei dem europäischen Besucher zurückläßt, ist — er habe ein Land der auffälligsten Gegensätze gesehen; der Boden ist reich und fruchtbar, die Eingeborenen sind arm und elend. Die Mohren kleiden sich weiß, die der lichtern Rasse Angehörnde färbig oder dunkel. Die verheirateten Frauen erkennt man an ihren schwarzen Schleiern und Umhüllen, die Sklavinnen an ihrer lichten und frei gehaltenen Gewandung. Man sieht die schönsten

Gestalten und die häßlichsten Kreaturen, die Schrecken oder Mitleid wachrufen. Die Maultiere spazieren mit ihren kleinen zierlichen Gestalten tänzelnd einher, neben ihnen stolz sich wiegende, häßliche Kameele; die herrlichsten Rutscheln, bespannt mit den schönsten Rossen, jagen neben armselig gebauten Karren dahin; prachtvolle kunstreiche Monumentalgebäude wechseln mit verfallenen Lehmhütten ab; es gibt Tage der heißen Sommenglut und darauffolgende frostige kalte Abende; herrliche tropische Gewächse und Sandwüsteneien; die farbenprächtigen Vögel neben Geiern und Raben; stramme Gestalten und gebeugte Krüppel; die schönsten zauberhaften Augen, aber auch erblindete, schielende, triefende, mit der gefährlichen Augenkrankheit behaftete.

Die Hauptstadt dieses Landes, Kairo, vereinigt wieder allen Zauber, der sie uns unvergeßlich macht. Kairo ist eine Opernvorstellung, die in mannigfachen Szenen vor den Augen vorüberwandelt. Gesang, Spiel, Geräusch, Farbenreichtum, ein Szenenwechsel in ununterbrochener Reihe, der tagsüber anhält und bis in die Tiefe der späten Nacht hinein währt. Vor einem Kaffee sitzend, sieht man ein wechselndes Bild, wie in einem Kaleidoskop; reiche bronze- und silberbeschlagene Equipagen mit Aufsassen verschiedener fremder Stämme; Komödianten, die von Haus zu Haus wandern, um ihre Gauklerstücke für einen Metallique zu produzieren; musizierende Kinder, die sich ihre Stühlchen zu ihrem Konzert mittragen; wahrhaftige Jüder mit romantisch geschlungenem weißen Turban; stiefelwischende Araberkinder mit ihrem Bürstzeug, die sich jedes unvorsichtig vorstehenden Fußes plötzlich, ohne anzufragen, bemächtigen; Judenkinder mit Lospromessen, die sie mit dem sicher bevorstehenden Haupttreffer anpreisen; marschierendes Militär, bald englisches, bald ägyptisches, mit der Musikbanda an der Spitze, die von jugendlichen Scharen, wie die Burgmusik von den Wiener

Büchlein, begleitet wird; Vorstellungen tanzender Affen, Schlangenbeschwörer, Skorpionenzüchter und Limonadenverkäufer, die ihr erfrischendes Getränk aus Tonkrügen kredenzen und mit Schellengeklapper den Text dazu schlagen.

Alles spielt sich auf der Straße ab, das ganze Leben, denn die Sonne ist so leuchtend, der Himmel so tief blau, die Luft so mild; — Orient, — wie bist du — schön!

Jaffa, 20. März 1905.

„Gelobt seist du Ewiger, unser Gott, der du uns diese Zeit hast erleben lassen!“ Dieser Segenspruch schwebte auf unser Aller Lippen, da wir zuerst den heiligen Boden betreten haben. Je näher wir der Landungsstelle zukamen, umso aufgeregter wurden unsere Herzen. Unsere Sehnsucht sollte hier Befriedigung finden. Die Ferngläser kamen nicht von den Augen. Es war früh morgens nach dem gemeinschaftlichen Gebete, als wir zuerst der Küsten ansichtig wurden. Erst ein langer gelber Streifen Landes; der Himmel hatte sich verdunkelt, in einzelnen Windrichtungen erkannte man an niederhängenden Wolken, daß es in einzelnen Gegenden des Landes regne, doch über jenem Punkt, dem wir zusteuerten, nämlich über Jaffa, brach sich die Morgensonne Bahn und wie ein Strahlentranz beleuchtete sie die steil aufsteigende Hafensstadt.

Immer näher kommend, konnten wir bereits die uns zusteuern den Barken bemerken und am Ufer die sich ansammelnde Menge, die sich zu unserer Begrüßung oder aus Neugierde angesammelt hatte. Raun daß das Schiff Anker warf — und dies muß außerhalb des innern Hafens geschehen, da derselbe für größere Schiffe unpraktikabel ist — erschien bereits die erste Barke mit dem Hafensarzt und der Polizei, um den Gesundheitszustand der Ankommenden und die Ordnung ihrer Pässe zu untersuchen — aber schon drängten auch die andern Barken nach und ein Hüte- und Tücherschwenken, ein vielstimmiges Schalom! Schalom! empfing uns, der allgemeinen Begeisterung stürmisch Ausdruck gebend.

Das Ausbordieren ist in Jaffa nicht so leicht, es ist fast mit Gefahren verbunden; denn der innere Hafen ist von Felsen umgeben, die aus dem sprühenden Gischt hervorragen, und das Meer ist auch hier immer, selbst bei der größten Windstille, sehr bewegt. Es ist ein furchteinflößendes Schaukeln in den vollen Barken, das so manchem Wunde einen Schreckensruf hie und da entriß; jedoch der herzliche Empfang, die innige Begrüßung, die Freunde, heiligen Boden zu betreten, der Jubel, der unser Herz erfüllte, das Ziel glücklich erreicht zu haben, ließ uns alles andere vergessen. Die uns erwartenden Glaubensgenossen konnten sich im Freudenansbruche nicht genug tun, so daß die Ansprachen der verschiedenen uns erwartenden Rabbiner und Vorsteher der Gemeinden im Getümmel verhallten. Araber, Beduinen, schwarze Abessinier schauten erstaunt auf die Ankömmlinge, die mit solchem Jubel empfangen wurden — es dauerte auch eine Zeitlang, bis sich der Zug rangierte — denn in den engen Gassen, die aus dem Hafen in die innere Stadt führen, können keine Wagen verkehren, so daß man per pedes den Weg in das Hotel machen mußte. — Endlich war auch der Zug in eine gewisse Ordnung gebracht, voran der hant gekleidete Kawaffe der jüdischen Gemeinde mit einem mächtigen silberbeschlagenen Stock, von Schritt auf Schritt mit demselben auf den Boden schlagend, ein Führer mit einer blauweißen Fahne, mit dem Magen Dawid, so drängten wir durch die winkligen Gassen mit allerhand Reisentensilien auf dem Arm, wohl müde abgehezt, aber doch munter und mit leuchtenden Augen. In die breiteren Straßen kommend, welche zum Hotel führten, sahen wir viele beslagte Häuser, uns zu Ehren vielfarbige Wimpel, die sich oberhalb derselben in der Höhe quer über die Straße zogen — wir erkannten, daß wir hier nicht auf fremdem Boden sind, sondern daß hier in Erez Israel, trotzdem das Land unter türkischer Herrschaft steht, doch unser unveräußerlicher heimatlicher Boden sei.

Mit Tränen in den Augen, mit schluchzender Stimme hatte der Chacham uns schon bei der Begrüßung im Hafen zuggerufen, daß die trauernde Witwe, die zerstörte Mauer Jeruscholaims, uns, ihre sie zum Troste aufsuchenden Kinder, erwarte, die wir das Opfer gebracht haben, aus fernem Ländern die betrübte, verlassene Mutter zu trösten, und daß auch sie sich sagen werde, wenn sie uns in ihrem Witwenheim erschauen wird: „Aud Jossel chaj“, noch lebt mein verloren geglaubtes Kind! Jedes Wort, das hier zu uns, den Pilgern, gesprochen wird, findet da auf heiligem Boden einen mächtigen Widerhall, wie Stimmen aus vergangener Zeit bewegen sie die Saiten unseres Gemütes und sie bringen uns Ersatz für das Opfer des Abschiedes, den wir von unsern geliebten Angehörigen auf längere Zeit genommen haben.

### Der Besuch in „Pessach-tikwah“.

Wir steuern immer mehr der Vergangenheit Israels zu. Bei dem Besuche der Kolonien, die sich in Palästina gebildet haben, zeigt sich uns jedoch vorerst die Zukunft des Landes und vielleicht die ganz Israels.

Es ist ein überwältigendes Bild, eine Fülle von Eindrücken empfängt uns, die sich kaum rasch fixieren lassen und die ein beruhigteres Gemüt erfordern, um sie geordnet in uns aufzunehmen und wiedergeben zu können.

Es reißt in uns die Erkenntnis, daß das heilige Land mit Recht als „Erez Zewi“ bezeichnet wird, als ein herrliches Land, aus welchem noch alles hervorgezaubert werden kann, wenn die jüdischen Hände da sind, die es bearbeiten, und die jüdischen Köpfe, die sie leiten. Es ist auch ein „Erez Zewi“ im Sinne der Auslegung unserer Weisen, die es genau kannten, die das Land dem „Zewi“ dem Hirschen vergleichen. Wenn von demselben das Fleisch

ausgeweidet wird, zieht sich das abgezogene Fell wieder zusammen. So ist das Land Palästina beschaffen. Wenn demselben seine Kinder entrissen werden, seine ursprünglichen jüdischen Bewohner, erscheint es klein, beengt und es sieht so aus, wie wenn es seine Vertriebenen nicht mehr fassen, nicht mehr ernähren und erhalten könnte. Lasset sie jedoch nur kommen, die jüdischen Hände, verschaffet ihnen Land und Boden und ihr werdet sehen, wie wunderbar der Boden sich erweitert, wie er groß und fruchtbar wird, wie er hunderttausende Brüder zu ernähren vermag, die sich als autochthon fühlen, mit einem erhebenden Sicherheitsgeföhle, das ihnen selbst in den Ländern mit den freiheitlichsten Gesetzen fehlt. Wir erkannten es durch selbstgewonnenen Augenschein und wie der Talmud sagt: „Es ist das, was wir augenscheinlich erschauten, nicht mit dem vom Hörensagen zu vergleichen.“

Nach dem Dejeuner erwarteten uns die Wagen Landauer, 40 an der Zahl, eine gewiß stattliche Reihe, jeder wie die Troika, mit drei Pferden bespannt, geführt von zum meist jüdischen Kosselenkern und begleitet von auf feurigen Rossen dahersprengenden jungen Leuten aus der Kolonie, die bald vorne, bald rückwärts dahinsprengten, auffeuernd, belebend, die in die Quere kommenden Kameel- und Mauleselstreiber bei Seite schiebend, so ging es in langem Zug bei leuchtendem Sonnenschein und herzerquickender Luft der Kolonie „Pessach-tikwah“ zu.

Ein Zukunftsbild, vor Jahren noch ein Traumbild.

In 1½ Stunden erreichten wir so die Grenzen der Kolonie, auf hügeligem Lande dahinsausend in raschem Trabe, rechts und links in hohen Aehren stehende Felder; Wiesen bestreut mit Blumen, wie ein vielfarbiger Teppich; Palmen, Drangerien; in den Niederungen Eukalyptusbäume, an den Rändern dichte, hohe, lebende Hecken von vielgestaltigem Kaktus; das ganze Bild belebt von Heerden mit ihren Hirten,

von Arbeitern auf den Feldern, von den Pflug ziehenden Kindern — überall Arbeit, Tätigkeit. Das schönste sind die Weingärten in großer Ausdehnung mit ihren Nebenstöcken, die den süßen kräftigen Palästina Wein zu Reife bringen.

Scharen von Männern, Frauen und Kindern erwarteten uns mit Gesang und Jubel, ein vielstimmiges Hejddad! jauchzte uns entgegen, hebräische Lieder und solche im Sargon ertönten, heimatliche und altbiblische Klänge berauschten uns, wir fühlten uns als Brüder und Schwestern, die sich lange, lange nicht gesehen haben und sich nun erkannten — und wir fühlten mit unserem Ahnen Jakob, der da ausrief: „*Yoseuth ponechoh lau pillolti*“, ich dachte nicht mehr, dich je wieder zu sehen und Gott hat mich das erleben lassen! Ich sehe dich wieder, du verlassen geglaubtes Israel, ich sehe dich auf *d e i n e m* Boden, in *e i g e n e m* Besitze, als Ackerbauer wie deine Ahnen, als Bauern mit schwierigen Händen und mit treuherzigem Gesichte, als Juden mit deiner Religion, unbehindert deinen religiösen Vorschriften lebend, ungeschmäht in deinem eigenen Dorfe, unter deinem Feigenbaume und deinem Weinstock.

Was wir da sahen, wer kann das in brieflichem Berichte zusammenfassen! Geordnete, breite, reine Straßenzüge, von Bäumen umsäumt, schöne, einfache, alleinstehende Häuschen aneinandergereiht, mit gepflegten Hausgärten, Schmieden, Wagenremisen, Werkstätten, Zisternen, Bäckereien, Schulen, eine Kinderbewahranstalt, ein Lehrhaus, ein Amtsrage ndste Gebäude — und als das größte und hervorragendste Gebäude — ganz nach jüdischer Vorschrift — die Synagoge, hoch, geräumig, licht, 5—600 Personen fassend. Nach dem Besuch der Synagoge, der Knaben- und Mädchenschule, der sonstigen öffentlichen Anstalten kam der Abschied der uns schwer fiel — aber geschieden muß sein, denn es harrete unser das große Ziel — nach Jerusalem!

### Von Jaffa nach Jeruscholaim!

Der König Joschijahu, welcher die Regeneration Judas mit Eifer und Energie in die Hand nahm, ließ auch die Gräber zerstören, die einen dem Götzendienste gewidmeten Platz umgaben. Da sah er ein Grab, welches seine besondere Aufmerksamkeit erregte, so daß er seiner Umgebung zurief: „Me hazion halos?“ „Was bedeutet dieses hervorragend bezeichnete und ausgezeichnete Grab?“

Was da seine besondere Aufmerksamkeit erregt haben mag, wird im Text nicht angegeben. Jedoch Raschi bemerkt erklärend, den König habe an der Grabstelle eine auffällige Erscheinung gefesselt; das Grab sei nämlich auf einer Seite voller Dornen und Disteln, und auf der andern voller Myrten und Blumen bewachsen gewesen.

Dornen und Disteln auf der einen, Blumen und Myrten auf der andern Seite, so stellt sich dem Reisenden von Jaffa nach Jeruscholaim der Gegensatz vor die Augen. Jaffa und Umgebung zeigt sich dem genau Beobachtenden als die Zukunft, und Jeruscholaim mit seinen es umringenden verkarsteten Bergen als die Vergangenheit des Landes dar.

Jaffa und Jeruscholaim, so nahe aneinander liegend, so fern sind sie von einander in ihrer äußern Erscheinung; beider Stadt und Umgebung sind sich ganz unähnlich und die Stadt Ramleh ist es, wo diese genaue Scheidung vor sich geht.

Mit der Eisenbahn Jaffa verlassend, sieht man rings um die Stadt ein Bild strotzender Fruchtbarkeit in allen Farben leuchtend. Ausgedehnte Orangerien, aus denen zu ungezählten Tausenden die lichtgelben Kugeln hervorglänzen, Weingärten mit auf der Erde hinkriechenden Weinstöcken, hochragende Palmen ihre Strähnen in den Lüften wiegend, Olivenwälder mit ihrem dunkeln Laub, Feigenbäume mit weithin sich ausstreckenden Ästen, Felder mit hochstehenden

Aehren, Wiesen mit roten, gelben und blauen Blumen, so geht es fort von Station zu Station bis Ramleh, der größten auf der Strecke nach Jeruscholaim. Belebt wird dieses Bild von reisendem Volk in verschiedenen Trachten, von Karawanen, die eben ausruhen oder im Wandern sind. Arbeitendes Volk auf den Anpflanzungen, lagernde Heerden, tränkendes Vieh und ein lebhaftes Treiben, welches sich auch in lauten Zurufen und Gesängen kundgibt. Die Luft kühl und angenehm, obwohl es Mittagszeit ist. Es ziehen an uns vorbei, kleinere und größere jüdische Kolonien. Gleich links nach der Ausfahrt aus Jaffa die jüdische Kolonie „Neweh Zedek“, von Einheimischen gegründet, weiterhin die Kolonien Pessach tikwa, rechts und nach weiterem Ausblick rechts „Mikweh Israel“, die von der „Alliance“ gegründete Ackerbauerschule, und noch weiterhin im Hintergrunde die schönste und angesehene „Rischon le zion“ mit ihrer großen Kellerei, die drei Millionen Franks gekostet und einen geschäftlichen Betrieb von 50 Millionen jährlich aufzuweisen hat, von der „Sca“ gegründet. Weiter kommend sieht man bereits die Berge Juda's vor sich lagern, weiß vom Sonnenlicht beschienen, die Meinung erweckend, sie seien von Schnee bedeckt.

Man kommt zur Station Lydda. Da zeigen sich ringsum alte Olivenwälder, reihenweise geschichtet, zwischen den Bäumen überall der Boden aufgeackert, welcher zur Ausfaat von Kartoffeln benützt wird. Diese ausgedehnten Olivenwälder sind uralte Anpflanzungen, sie sind, der Sage nach, noch zu den Römerzeiten angelegt worden. So geht es fort bis Ramleh, ein großer Ort, der, seitdem es zur Bahnstation geworden ist, das früher größere Lydda überflügelt hat; er präsentiert sich als volkreiche Stadt, mit hervorragenden Gebäuden und weißgrau leuchtenden Kuppeln.

Bis hierher zeigen sich die Zeichen der Wiedergeburt Palästinas. Von Ramleh an weiter ändert sich das Bild und



wird immer rauher, wilder, unfruchtbarer bis zu den Toren Jeruscholaims.

Nach Ramleh wird der Boden steinig, verkarstet, es geht immer aufwärts, es wird immer kühler, ja sogar kalt.

Es mehren sich auch die Zeichen der Vergangenheit aus der Geschichte Israels. Nach der kleinen Station Darabhan, links auf einem höhern Berg ist ein Mausoleum sichtbar, mit einzelnen Palmen daneben, nach der Sage der Araber ist es das Grab Simsons. Noch vorher wird rechts eine ausgedehnte Fläche gezeigt, welche jenes Feld sein soll, auf welchem Simson die 300 Füchse, mit den zusammengebundenen Schwänzen, als brennende Fackeln umhergetrieben hat, um die Felder der Philister anzuzünden.

Ueberhaupt herrschen auf der ganzen Strecke die Denkmäler vor, die auf Simsons Leben und Tod Bezug haben.

Links von der genannten Station sieht man weiterhin eine kleine Kolonie, die von bulgarischen Juden bewohnt ist, sie heißt Artuff. Die bulgarischen Juden haben sie von der englischen Mission erworben, die nicht reussierte und jetzt dennoch sich erhält. Auf der Höhe mitten unter ansteigenden Bergen zeigt sich wieder fruchtbares Gefilde. Aber es ist nur ein einzelner Lichtpunkt, der bald wieder verschwindet. Ringsum ist weit und breit kein Baum zu sehen. Nicht weit von dieser kleinen Kolonie ist in einem Berge die Höhle Simsons zu sehen, in welcher er gehaust haben soll.

Man fährt so knapp mit der Bahn an der Höhle vorüber, daß man fast hineinschauen kann; sie ist auf der Höhe eines abgeplatteten Berges, und der Eingang sieht so geräumig aus, daß die Höhle den Eindruck der Bequemlichkeit macht.

Immer höher steigt die Bahn, macht Kurven; trotz des steinigen Bodens und des Mangels der Vegetation sieht die Gegend doch romantisch aus. Immer wilder wird sie. Die Bahn ist da ein mächtiger Bau; Schluchten über-

sehend, tiefe Einschnitte, große Felsendurchlässe, aufgerichtete Dämme als Schutz gegen Wasserfälle. Die Felsen bestehen aus schichtenartig gelagerten Steinen. Von Zeit zu Zeit sieht man runde Höhlungen mit Steinbarrieren geschützt, um das Wasser zur Regenzeit aufzufangen.

Nun kommt die letzte Station vor Jeruscholaim — es ist Bittar — inmitten von Bergriesen gelagert. Als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, erscheint plötzlich der Mond über den Bergen, im Silberglanze voll leuchtend; eine fühlbare Kälte macht sich geltend; hinter dem Monde bildete sich eine dunkle Wolkenwand, die, immer höher aufsteigend, nichts Gutes für das Wetter kündete; bald erscheint der Mond, bald verschwindet er — es zeigen sich wieder rechts und links, dann ein ganzer Wald von Olivenbäume, erst einzeln, dann wieder steinige Terrassen, dann wieder einzelne Anpflanzungen — der Mond verschwindet, Sturm, Regen, Kälte und Nässe verbinden sich, unser Gemüt bei der Ankunft zu verdüstern — die Lichter am Bohnkörper leuchten auf und zeigen uns — Jeruscholaim!

Hunderte hatten uns trotz des Unwetters erwartet, aber von den Empfangsfeierlichkeiten mußte abgesehen werden und man teilte uns mit, sie sollten, nachdem wir Ruhe gefunden, am andern Tage im Hotel Kaminitz stattfinden.

Wir fanden uns in demselben ganz heimisch wieder, denn es ist nach europäischem Muster eingerichtet. Nach den Aufregungen der Reise, nach dem ungewohnten Wetterwechsel, nach dem Fasten, das an diesem Tage war, tat uns die wiedergefundene Ruhe und Abzug sehr wohl, und als wir die geräumigen Schlafstellen aufgesucht hatten, da fühlten wir uns traumumfangen in der Stadt der jüdischen Könige, Propheten und Sänger, an der Stätte der Heiligtümer — rings — wie im Nachtgebete — von Engeln umgeben, rechts und links Michael und Gabriel, und zu unsern Häupten — die göttliche Schechina!

Pünktlich um 11 Uhr fand der offizielle Empfang im Hotel Kaminiß statt — eigentlich in einem Zelte — denn einen soch großen Saal, um viele hunderte Personen — uns, die Reisenden, und die vielen Deputationen — auf einmal zu fassen, gab es nicht. Aber das Zelt war groß, schön, prachtwoll und gar herrlich anzusehen. Was Wunder, es war das Zelt, welches den Empfangsalon des deutschen Kaisers bildete, als er in Jeruscholaim war. Dieses Zelt ist eine Sehenswürdigkeit. Es war auf 10 Tage gemietet — die Zeit unseres vorausbestimmten Aufenthaltes. Als Miete wurden für diese Zeit 2000 Francs dem Besitzer gezahlt. Die Größe dieses Zeltes läßt sich daran ermessen, daß auf dem Boden desselben 64 große persische Teppiche ausgebreitet lagen. Die Seitenwände und die Decke waren kunstvoll zusammengefügt und ringsherum mit arabischen Zeichen, Sinsprüchen, phantastischen Verzierungen ausgestattet. Divans, Stühlchen, Fauteuils, Tische und Tischchen füllten den Raum und noch immer hatten mehrere hundert Personen genügend Platz gefunden.

Als Sprecher der Gesamtheit der Juden Jeruscholaims trat der Sohn des Chacham Baschi auf. Der Chacham Baschi Rabbi Eljaschar, der bereits 94 Jahre alt und bettlägerig ist, konnte weder selbst kommen, noch konnte man ihn besuchen. Sein Sohn vertritt ihn überhaupt nach Innen und nach Außen. Dieser ist bereits selbst ein ergrauter Mann, eine hohe Gestalt, die uns alle überragte. Er ist auch Mitglied der Landesregierung und sitzt im Räte der Stadtgemeinde. Er verlas uns eine hebräisch gehaltene Begrüßungsadresse, in welcher in schwingvollen Worten unsere Opfer zu dieser großen Reise gepriesen wurden, um uns schließlich den Segen im Namen der Vorfahren, deren Gräber wir aufsuchen kommen, und der Frommen und Gelehrten, die uns mit Sehnsucht und Stolz erwarteten, mit brüderlichem Herzen zu erteilen, worauf ein vielstimmiges Amen ertönte.

Dann traten an uns die Vertreter des österreichisch-ungarischen Kotel heran, an der Spitze der greise Gelehrte Rabbi Chaim Sonnensfeld, und als administratives Haupt Rabbi Mosche Eckstein, um uns im Namen der öst.-ung. Gemeinde zu begrüßen, welcher der größte Teil der Reisegesellschaft der Heimat nach angehörte. Der älteste ungarische Rabbiner und ich, als der einzige österreichische Rabbiner, beantworteten in längerer, ausführlicher Ansprache ihre tiefsinnigen, agadisch belegten Begrüßungsworte, und es entwickelte sich ein inniger Gedankenaustausch, der uns, geistig verwandt, zu Brüdern machte. Es folgten nun die Vorstellungen vieler anderer Deputationen, unter denen sich sogar drei Vertreterinnen des jüdischen Frauenvereines eingefunden hatten. Somit war der offizielle Teil abgetan. Nun kamen Erkennungsszenen, es fanden sich Brüder aus der alten Heimat wieder, Fragen nach Bekannten flogen wie Raketen auf von Mund zu Mund — ein solcher fand sich auch mir in dem Vorsteher der österreichisch-ungarischen Gemeinde, dem Rabbi M. Eckstein, der sich mir als ein einstiger, langjähriger Schüler meines seligen Vaters — secher zaddik librocho — zu erkennen gab, und so stiegen auch vor mir die heiligen Ahnenbilder der Vergangenheit in weisevoller Umgebung auf.

Jerusalem, 26. März 1905.

Der Himmel weinte Tränen, als wir in Jeruscholaim anlangten und sie flossen in Strömen, sie schienen unversiegbar, der Sturm begleitete sie mit brausenden Tönen und dies dauerte an, bis zum Rüsttage des Schabbos. Seither haben die Elemente sich beruhigt, die Sonne brennt tagsüber und der Frost erschüttert den menschlichen Leib des Nachts — und wir fühlen mit dem Patriarchen Jakob, der da klagte: „Am Tage verzehrte mich die Hitze, und die Kälte in der Nacht, so flüchtete sich der Schlaf von meinen Augen.“

Hier auf heiligem Boden symbolisiert sich alles, so auch erging es uns mit diesen Regentagen. Sie erschienen uns als Tränen, die die trauernde Mutter vergießt, und wir mischten die unserigen mit den ihrigen, wir die reinigen, Schmerzdurchzuckten Kinder.

Ein solch symbolisiertes Tränenbild zeigte sich uns, als wir die Gräber Davids und Salomos besuchten. Man gelangt zu denselben nur durch ein säulengetragenes Portal und unterhalb der einen Säule in der Mitte sind zwei kleine Wasserbehälter aufgestellt, in die von Zeit zu Zeit ein Tropfen von oben hineinfällt. Man schaut, man blickt um sich, man kann trotz aller Mühe nicht erkennen, woher die einzelnen Tropfen fallen; es sammelt sich immer in bestimmten Intervallen ein einzelner Tropfen, wie eine Tränenperle, auf dem Gesimse der Säule, still, unsichtbar, der melancholisch klopfend in die Behälter fällt; die Mohammedaner sagen, die beiden großen Könige weinen in ihren Gräbern.

Wir Juden dürfen die eigentlichen Gräfte nicht sehen; man führt uns hinauf, fast bis auf das platte Dach, da können wir einen Blick hineinwerfen, aber wir sehen nur einen großen mit Teppichen belegten Saal und man sagt uns, unterhalb dieses Saales befinden sich die Gräfte. Für Mohammedaner ist vor dem unteren Portal ein Seitengang hergerichtet, der in das Innere der Gruft führt. Dieses uns Juden kränkende Beispiel ist fast durchwegs maßgebend für alle uns heiligen Denkmäler, nach deren Anblick wir uns sehnen, die uns aber unerbittlich verschlossen bleiben.

Nur eines ist uns freigegeben, wo der Jude dominiert, es ist die berühmte Klagemauer, da können wir jederzeit frei hingehen und uns anweinen. Sie ist jeden Tag vollbesetzt. Ein schmaler Weg durch hochanstrebende Mauern führt uns aus dem Judenquartier dahin, es begegnen sich in langen Reihen die Kommenden mit den Gehenden, still, schweigsam traurig.

Der Raum vor der Klagemauer ist länglich, schmal, viel beengter, als er uns auf den tausenden Ansichtskarten erscheint; er faßt nur wenige Menschen. Ein Teil dieses beengten Raumes ist immer von ständigen Almosenbettelern besetzt, die so zudringlich sind, daß sie die erscheinenden, zerknirschten betenden Glaubensgenossen kaum das Gebet ruhig vollenden lassen. Sie drängen sich heran, Männer, Frauen und Kinder, sie umsummen das Ohr in vielerlei Sprachen, drängend, stoßend und jammernd. So wird uns selbst diese einzige zugängliche Stätte verkümmert.

Die Mauer selbst ist sehr hoch, jedoch nur der untere Teil derselben, zwei Mann hoch, besteht aus der ursprünglichen Mauer, die noch von der Zeit des ersten Heiligtums stammt; der obere Teil ist von späterer Zeit.

Dieser alte Mauerrest ist von Steinen in sehr großen Dimensionen aufgebaut, die aus hartem Granit, ihre ursprüngliche Farbe bereits verloren haben; sie sind bis auf Mannes-

höhe vom Küssen und Betasten wie poliert, von den seit Jahrhunderten darauf vergossenen Tränen gebräunt. Die Zwischenräume von einem Stein zum andern sind so groß, daß man fast mit dem Arm tief hineingehen kann. Aus diesen Zwischenräumen blickt es in moosbedecktem Dunkelgrün hervor, es ist aber kein Moos, sondern scheint nur so.

Ueber Manneshöhe spricht pflanzenartiges Moosgewächs aus den Furchen, welches mit der Hand kaum zu erreichen ist. Es ist selbst unter diesen wenigen mächtigen Steinen sichtbar nachgebaut worden, einzelnes Flickwerk, welches als von späterer Zeit erkennbar ist; die einzelnen Steine sind voll mit hebräischen Namen beschrieben, wie man sie sonst auf Denkmälern von Ausflüglern hingezeichnet findet, unbeholfen, verkümmert, ungleich, ein Vorgehen, welches nicht genug bedauert werden kann — es profaniert.

Wir haben, in einzelne Gruppen verteilt, die Klagemauer am Freitag Abend aufgesucht, denn um diese Zeit wird dort gemeinschaftlich laut gebetet und die Sabbathbraut begrüßt.

Wir verließen die Klagemauer nach dem Minchagebet, um in der größten Asch-nasimischul die Sabbathgebete zu verrichten und ihre Art und Weise kennen zu lernen.

Wie bereits erwähnt, hatte sich das Wetter am Künftige des Schabbos gelichtet. Wir hatten daher Gelegenheit, wenn auch nicht weit ausgreifende Ausflüge zu machen, aber wohl das jüdische Leben kennen zu lernen.

Auf dem Wege zur Klagemauer begegneten wir noch vor dem Saffator, welches in das Innere der Stadt führt, einem jüdischen Leichenzug. Es war der Sohn des alten berühmten Lubliner Raw, der früh morgens gestorben war und schon zur Mittagszeit beerdigt werden sollte. Der Zug — mit seiner großen Menge — hielt mitten auf der Straße, wo Klagen angestimmt wurden; Männer mit Büchsen in den Händen gingen herum, um Almosen entgegenzunehmen. Der

Todte lag auf der einfachen Bahre, in weißen Linnen gehüllt, erschütternd im Anblick. Die Leiche wird so auf den Gottesacker gebettet, nämlich hingelegt, mit Steinen auf den Seiten umgeben, mit etwas Erde bestreut und auf die niedrige Steinballustrade, die in solcher Weise ringsum entsteht, ein einzelner großer platter Stein gelegt, der zugleich den Denkstein bildet. Der Friedhof selbst befindet sich am Abhange des Delberges, der zur Stadt hinblickt, nach jener Seite hin, wo die Stadtmauern den Moriah umgeben. Der jüdische Friedhof endet in der Tiefe, in dem Einschnitt, der gegenüber zum Moriahberg führt, auf dessen gegenüberliegendem Abhang sich der mohammedanische Friedhof befindet, der bis zu den Stadtmauern hinaufstreckt und seiner Länge nach bis zum Marientor und darüber hinaus führt. Es ist das Thor, wo die Eccs homo-Gasse mündet und von dessen innerer Seite links, auf dem Wege zur Stadt, der Weg zum einstigen Heiligtum führt, auf dessen Terrain nun die berühmte Omarmoschee aufgebaut ist. Der Abhang des Delberges, auf welchem der jüdische Friedhof sich der Länge nach ausdehnt, sieht wie mit Steinen gepflastert aus, es sind dies aber die liegenden Gräber. Die und da sieht man eine Höhle, die im Innern mit Gräbern ausgestattet ist, die, wie der Talmud sie schildert, unter dem Namen „Kuchin“ bekannt sind. Tief am Abhange, mehr nach der Nordseite hin, sind die Gräber, die als solche der drei letzten Propheten — Chaggai, Secharja und Maleachi — bezeichnet werden; der erstere und der letztere in einem aus dem Felsen gehauenen Grab, welches sich als eine vorn mit Säulen versehene Grotte darstellt, und ein einzelnes Steinzelt mit spitzem Dache, welches als das Grab Secharjas gilt. In derselben Reihe, nördlich, das Denkmal „Jad Abjalom“, ein viereckiges Mausoleum mit einem sich zuspitzenden Türmchen, auf welchem sich die steinerne Hand erhoben hat — wie sie sich einst gegen den Vater erhoben hatte — die von Na-

poleon herabgeschossen worden sein soll. Es sind auch viele Steinchen auf diesem Denkmal bemerkbar, die die Mohammedaner auf das Grab werfen, nicht als Zeichen der Pietät, sondern als Symbol der Steinigung, die ein rebellischer Sohn nach dem jüdischen Gesetze verdient.

Als wir von der Mlagemauer zurückkamen, suchten wir die Synagoge auf, welche das Ziel bildete, um in derselben die Sabbathbraut zu begrüßen, wir hatten aber das Glück, ein Brautpaar begrüßen zu können, welches soeben getraut wurde.

Selbstverständlich fand die Trauung nach altjüdischem Ritus unter freiem Himmel statt, auf dem schmalen Raume, welcher sich seitwärts vor dem großen Tore, der in das Innere der Synagoge führt, befindet.

Wirkliche Tempelgesänge gibt es in Jeruscholaim bei gottesdienstlichen Handlungen nicht, wovon wir uns auch später beim Gottesdienste überzeugen konnten. Der Akt an sich selbst, wie er gottesdienstlich vollzogen wurde, konnte daher nicht von Interesse sein. Wohl aber interessierte uns das Brautpaar und seine Begleitung. Die Braut war ganz in Weiß gekleidet, das Antlitz vollständig verhüllt; eine hochragende Mädchengestalt, von zwei jungen Frauen geleitet, die geflochtene brennende Wachskerzen in den Händen hielten. So wurde sie nach der Zeremonie unter allgemeinen Glückwünschen hinaus geleitet. Ihr nach in weiterem Abstände der junge Bräutigam, gleichfalls eine hohe Gestalt, im Kas-tan, mit schwarzamtener Spitzenzobelmütze, in gleicher Weise von den Begleitern flankiert. Bei dem Bräutigam mußte unbedingt das entzündete Auge auffallen, welches mit der im Oriente allgemein grassirenden Augenkrankheit behaftet war — die leider zur heimischen Plage gehört, gegen die nur eine neue Kultur aufzukommen vermag, nämlich die Keillichkeit, die überall im Orient fehlt und die für den Europäer das allernotwendigste Lebenslement ist.

Nun eilten wir zur Gottesbraut, zum Empfang des — Schabbos. Die Synagoge der Aschkenasim — „Beth Jakob“ genannt — ist die größte der 400 kleinen und großen Betstätten. Und dennoch ist sie nicht gar zu groß, sie imponiert jedoch durch ihre Höhe. Der ganze Innenraum ist von einer einzigen großen hohen Kuppel überdacht. Rings um diese Kuppel läuft eine Galerie, die den Frauentempel bildet; an der Gegenwand der heiligen Lade, in drei großen Rundfenstern, sind Sitze für Frauen bestimmt. Die Wände sind weiß, die Fenster hoch gelegen, in den Fenster-nischen Namen von Männern und Frauen mit schwarzen Lettern verewigt. Die Bima ist sehr hoch in der Mitte des Tempels aufgerichtet, mit Bronzearbeiten verziert, die eine mächtige Lampe im Bierock umgeben. Die heilige Lade ist ein mächtiger Aufbau, der hoch hinauf bis an den Plafond reicht, gleichfalls von vielen Bronzearbeiten und von beiden Seiten von schönen Granitsäulen flankiert. Die ganze Vorderseite der heiligen Lade mit Lampen und Dellämpchen umgeben, deren Behälter kunstvoll gearbeitet erscheinen. Die Wand, die sich gegenüber der heiligen Lade befindet, zeigt über der Eingangstür schöne Malereien, die die verschiedenen Musikinstrumente darstellen, in der Mitte derselben der Vers aus den Psalmen, Kap. 137, in welchem Israel klagt, es könne auf fremden Boden keine Zionslieder anstimmen.

Mit besonderer Fremdblichkeit und brüderlicher Herzlichkeit wurden uns die ersten Plätze eingeräumt, wie überhaupt auf allen unsern Gängen in Jeruscholaim die herzlichste Freude hervorgehoben werden muß, die uns in allen Formen kundgegeben wurde. Das traurige Bild des Elends und der Verkümmernug wurde dadurch gemildert, und wie schwer uns manches zu Herzen ging und wie vieles wir anders zu finden wünschten, die Zeichen der Brüderlichkeit, die uns überall entgegengebracht wurden, der Jubel, der sich kundgab, eine jüdische Pilgerkarawane in den Mauern Jeru-

scholaims zu sehen, ließ uns vieles vergessen und keine vorwurfsvolle Mißstimmung aufkeimen.

Bis zum Beginn des Minchagebetes, welches ich schon verrichtet hatte, nützte ich die Zeit aus, um Näheres über die Synagoge zu hören. Dieselbe wurde vor 46 Jahren erbaut, und zwar auf dem Platze, auf welchem einst Rabbi Jehuda hachassid lehrte. Sie führt daher auch diesen Namen. Lange Jahrhunderte stand der Platz vernachlässigt da, er wurde als Ablagerungsstätte von den Mohammedanern benützt. Die Regierung wollte keine Bewilligung zum Aufbau einer Synagoge geben. Als jedoch Sir Moses Montefiore vor 50 Jahren in Jerusalem war, setzte er es durch, daß die Bewilligung hierzu erteilt wurde. So erhob sich nun bald dieser große, schöne Bau, von beiden Seiten von Lehrhäusern umgeben und im rückwärtigen Trakte die Wohnung des Oberrabbiners.

In derselben residirt gegenwärtig der berühmte greise Rabbi Schemuel Salant. Er zählt über 90 Jahre und ist, obwohl erblindet, voll Geist und Gesprächigkeit.

Nach dem Gottesdienste, von dem nichts besonderes zu erwähnen ist, gingen wir zu diesem Manne, um ihm „Schabbos schalom umeworach“ zu wünschen. Es ist dies der hier übliche, von den Sephardim überkommene Schabbosgruß.

Freundlich ergriff er mit beiden Händen die meinige, als ich ihm vorgestellt wurde, und ließ sie nicht los, bis wir uns verabschiedeten. Wie Honigseim fließen die Worte aus seinem Munde, klar verständlich, gemessen und belehrend.

Er erzählte von der Zeit, als er nach Jerusalem kam, aus welcher Ursache er genötigt war, hieher zu kommen; teilte viel Interessantes aus seiner Vergangenheit mit, von seinem Umgange mit Montefiore, der ihn auch oft in seinem Reisebuche rühmend erwähnt.

Die Leute umdrängten ihn, er konnte sich der Menge kaum erwehren, und Jeder hatte das Gefühl, er stehe vor einem heiligen Manne und sein Segen sei der schönste Sabbatssegens, den man sich in die Heimat mitbringen könne.

So ward dieser Schabbos für uns gewiß der heiligste, den wir je gefeiert haben, ein wahrhafter „Schabbos schalom umeworach!“

Friede und Segen überall

Jerusalem, 28. März.

„Kann ein Volk auf einmal geboren werden!“ ruft verwundert der Prophet. Gewiß nicht! Es braucht eine Riesearbeit, ein seit vielen Jahrhunderten aufgelöstes, zersplittertes, vom Schicksal zerriebenes Volk, welches schon das Bewußtsein des eigenen Volkstums verloren hat, wieder zum Bewußtsein, zu neuem Leben zu bringen.

Die Gärung, die bei einer solchen gigantischen Tätigkeit vor sich geht, sehen wir hier in und um Jeruscholaim und wie nach den Worten des Talmud vom Moriahfelsen aus, um den sich einst alle Heiligtümer gruppierten, die zukünftige Israel aus diesem Kern, der sich hier um diesen Mittelpunkt gruppiert.

Wir täuschten uns daher, als wir glaubten, der Aufenthalt von etwas mehr als einer Woche würde genügen, um das innere Leben und Treiben der Juden Jeruscholaims kennen zu lernen; ihre Anstalten, ihre Wohlfahrtseinrichtungen, ihre Synagogen, ihre Vereine; es genügt nicht einmal eine Reihe von Wochen. Jeruscholaim, und speziell das jüdische, dehnt und streckt sich, es breitet sich wunderbar von Jahr zu Jahr aus und alle Elemente des jüdischen Volkslebens, von allen Schattierungen und aus allen Weltteilen, finden sich hier vertreten und von flüchtigem Auge betrachtet gebührend zu würdigen und von flüchtigem Auge betrachtet zu kennzeichnen, wäre eine Ueberhebung. Der allgemeine

Eindruck ist, Israel lebt auf in diesem Herzzentrum und von hier aus wird sich eine speziell jüdische Geisteswelt bilden, die dann maßgebend für die heimischen Anschauungen der Aufgaben der Judenheit werden dürfte.

Die Schulen, seien es die für Talmud oder die für die profane Ausbildung und für die Arbeit, bilden den Mittelpunkt des hiesigen jüdischen Lebens; die Kolonisation, die äußere Peripherie, wohin alles ausmündet. Wohin man blickt, wird gelernt „leschem schomaim“, Tausende Jünger sitzen Tag für Tag über ihre Folianten gebeugt, viele andere, sehr viele besuchen die Bildungsstätten, die mit den modernsten Lehrkräften und Hilfsmitteln ausgestattet sind, und über alles hervorragend ist die Erkenntnis, daß hier die hebräische Sprache eine lebende geworden ist, die im Hause, im Lehrsaal, von der Jugend, von den Kindern gesprochen wird, von Söhnen und Töchtern Israels, in der herzbewegenden Ausdrucksweise und Betonung, die das Gemüt des europäischen Juden wunderbar berührt und die Saiten seines jüdischen Gefühllebens zauberhaft erklingen läßt.

Gewiß, es gibt auch Kampf und zwar heißen Kampf bei dem Gegensatz der Auffassungen, die die einzelnen Gruppen beseelen, aber er bringt auch Leben, Anspannung der Geistesarbeit, um das Höchste für die eigene Anschauung zu leisten — und dieser ist geeignet, auch einst zu großem Sieg zu führen.

Wer dürfte es da wagen, vorzeitig ein abschließendes Urteil abzugeben, ob die rein religiöse, die politisch-zionistische, die sozial-kolonisatorische oder die modern-kulturelle ihre ausschlaggebende Berechtigung habe! Sie bestehen, sie sind vorhanden alle diese Richtungen, alle sind sie an der Arbeit — und wer kann wissen, ob sie nicht — wie es Mardochai zur Esther sagte — „für eine gewisse Zeit“ — gemeinschaftlich — „zur Regierung bestimmt sind!“

Genug daran, die Judenheit wächst hier mit Riesenschritten heran, mögen es auch die äußern politischen ungünstigen Verhältnisse sein, die viele Heimatlose hieher schleudern, oder sei es die zionistische Bewegung, die nach Palästina drängt, oder die Liebe zum heiligen Lande, die ihre Kinder in die Arme ihrer verwitweten Mutter zurückführt.

Schon die Volksbewegung gibt uns statistisch ein überraschendes Bild. Die Sephardim waren bis vor Jahren in der großen Ueberzahl, heute sind sie bereits überflügelt. Es gibt hier gegenwärtig 15.000 Sephardim und 20.000 aschkenasische Sephardim, und diese letzteren bilden die zuletzt Einwandererten. Sie sind auch das treibende, während die ersteren das stagnierende Element bilden. Diese 35.000 Juden stehen einer gemischten Bevölkerung von 30.000 Einwohnern gegenüber, die sich aus Mohammedanern und Angehörigen der verschiedensten christlichen Bekenntnisse rekrutieren. Welch ein erhebendes Bewußtsein, in der Hauptstadt Palästinas die Judenheit in der Majorität gegen alle andern Nationalitäten zu wissen! Seit dem Verlust des heiligen Landes, das erste Mal in der Geschichte. Schon dies allein spricht Bände für die Zukunft.

Hiebei ist noch folgendes bemerkenswert. Die ottomanische Regierung muß mit der Zeit erkennen, daß sie die große Majorität der Juden zu erhalten bemüht ist, daß sie sie braucht, und zwar damit die mohammedanische Bevölkerung nicht in ihrer Bedeutung von der stets vordringenden und von den Regierungen Europas besonders geschützten christlichen Bevölkerung erdrückt und eliminiert wird; das wäre das Ende der türkischen Regierung über Palästina. Daß sich so manche Regierung mit stillen Okkupationsideen trägt, das sieht man an den russischen Niederlassungen. Sie sind bestrebt, die hochgelegenen, die Hauptstadt beherrschenden Gebiete zu gewinnen, und die großen Gebäude sind alle festungsartig gebaut — das muß der türkischen Regierung zu denken

Ebenso drängen seit der Vertreibung der Kongregationen und Mönchs- und Nonnenorden aus Frankreich, viele derselben mit ihren großen reichen Mitteln hieher und bemächtigen sich mit allen Künsten und Listen günstiger Gebiete zur Ansiedlung inner- und außerhalb der Stadt.

Welcher Zukunft geht da die mohammedanische Bevölkerung der Hauptstadt entgegen? Sie kann nur Anschluß an der regierungstreuen jüdischen Bevölkerung finden, die im besten Falle eine gesicherte Heimstätte hier sucht, aber sonst treu zur Regierung hält und nichts anderes als ihren Schutz sucht.

Vom Aussehen der Stadt selbst ist leider nicht viel Gutes zu sagen. Es fehlt ihr alles, was eine moderne — selbst eine orientalische moderne Stadt braucht; es gibt keine Straßenbeleuchtung, keine Wasserleitung, keine Reinigung, keine breiten Straßen, keine großen Plätze, geschweige eine Fahrgelegenheit für die Stadt selbst, das liegt schon an den engen mauerumgebenen schmalen Straßen, die terrassenförmig aufsteigen, und man hat immer das Gefühl, man schreite zwischen Festungsmauern. Mit Fahrgelegenheit kann man nur bis zu den Toren der Stadt gelangen, von dort an geht es nur zu Fuß oder mit Mauleseln weiter, die sich geschickt und sicher überall durchdrängen. Ein Kameel in der Straße macht sie schon für die Andern schwer gangbar. Vor dem Saffator stauen sich die Wagen, die Eseltreiber und Kameelkarawanen. Dort spielt sich auch der Hauptverkehr ab, denn in dieser Richtung liegt die Bahnstation von Saffa nach Jerusalem und von dieser Seite gelangt man nach Betylehem, Hebron und weiter in das Innere des Landes.

Innerhalb des Saffatores ist ein größerer dreieckiger freier Platz, dort befindet sich der Turm und die Festung Davids — „Migdal und Mezudath Dowid“ — auf der einen Seite, dieser gegenüber die jüdische Palästina Bank mit ihren lustigen Räumen; die Spitze des Dreiecks nimmt



eine türkische Kaserne mit einer sogenannten Hauptwache ein, und die dritte Seite besteht aus dem schönen jüdischen Hotel *Amurshy*, von dessen drei Stock hoch gelegenen Plattform aus man eine bequeme Aussicht über die ganze Stadt gewinnt, auch über den Platz, wo das Heiligtum einst gestanden, auf dem sich jetzt die prächtige *Omarmoschee* erhebt, wie über die ganze Umgebung, die bis zu den moabitischen Bergen reicht. Außerdem finden sich noch die größern modernen Geschäfte auf dem dreieckig abgegrenzten Raum.

Das eigentliche *Jeruscholaim* mit seinem Bevölkerungszuwachse befindet sich jetzt außerhalb der Mauer. Da ist Bewegung, Verkehr, da gibt es breite Straßen, moderne Gebäude, da dehnen sich die neuen jüdischen Niederlassungen ringsumher aus, weit und breit sind sie zu sehen; die *Montefiorehäuser*, die einen großen Komplex bilden, gegenüber dem *Saffator*; die Niederlassungen der russischen, ungarischen, temanischen und *Bucharajuden*, der deutschen und österreichischen, mit ihren Synagogen, Anstalten, Lehrhäusern; da herrscht eine ununterbrochene Bautätigkeit; da ist europäisches Leben; da liegt das kommende Zukunftsbild *Jeruscholaims* in seinen künftigen Konturen abgezeichnet.

Am Abhange des *Zionsberges*, der sich vom *Saffator* der hohen Stadtmauer entlang hinzieht und weithin ausdehnt, ist auch der Sammelplatz der die schöne Aussicht und die gute Luft suchenden Einwohner. Da sehen wir am Freitag — dem Feiertag der *Mohammedaner* — die Araber der Ruhe pflegend lagern — am Sonntag ebenso die christliche Bevölkerung und am *Schabbos* die jüdische, dem *Schabbos* vergnügen sich hingeben — wie wohlthuend wirkt dieser Anblick auf den fremden Juden — er fühlt sich heimlich frei und frohbewegt.

### Rahels Grab und Bethlehem!

Nach dem gegenwärtigen Zustande zwei Gegensätze. *Bethlehem*, ganz christlich, Kirchen und geistliche Anstalten verschiedener christlicher Bekenntnisse — die Bewohner zumeist Christen, nur ein verschwindender Bruchteil, einige wenige Einwohner sind Juden, und selbst die Araber sind in der Minderheit. *Bethlehem* ist ein christlicher Wallfahrtsort ersten Ranges. Das Grab *Rahels*, welches eine kurze Strecke fast ganz nahe an *Bethlehem* liegt, ist eine jüdische Dase, die speziell den Juden erhalten blieb. Auch ein Verdienst des seligen *Montefiore*, dessen Name überall im heiligen Lande verewigt bleibt. Bis vor Jahrzehnten lag die Grabstätte offen, frei, man trat darüber hin, sie war profaniert — *Montefiore* ließ ein Mausoleum darüber errichten, seither ist es von Juden betrent und regelmäßig besucht, es ist eine würdige Bestätte geworden.

In einzelnen Gruppen haben wir das Grab besucht, und zwar in ganz kleinen Gruppen, zu verschiedenen Zeiten. Es war dies sehr vorteilhaft, denn nur so konnte man sich ganz und voll der Andacht widmen. Wir waren unser vier, die wir an einem schönen Morgen hinausfuhren. Der Weg hin ist, wie um ganz *Jeruscholaim*, gebirgig, zumeist von uralten Olivenpflanzungen umgeben, die selbst auf steinigem Boden gedeihen, eine andere Baumart ist kaum zu sehen. Von *Jeruscholaim* bis zum Grabe *Rahels* fuhren wir 40 Minuten, Abwechslung bieten nur die Berge. Kurz nach dem *Saffator* sieht man links auf der Anhöhe die Kolonie „*Moza*“, hoch und schön gelegen, eine jüngere Kolonie, von *Jerusalemern* gegründet und aus eigener Kraft gedeihend. Auf einer weiteren Strecke sieht man eine große Kirche, die *Eliaskirche* genannt, dann eine Wasserstation, sonst ist nichts Erhebliches zu bemerken. Rechts, knapp an der Fahrstraße, liegt das Grab *Rahels*.

„Rahel weint um ihre Kinder“, dieser erschütternde Vers klingt im Geiste nach auf dem ganzen Wege hierher, man kann sich dieses Gedankens nicht erwehren, er begleitet uns bis zur heiligen Stätte. Das Mausoleum ist, wie aus den Bildern bekannt, im orientalischen Stile gehalten und so auch seine innere Einrichtung. Man tritt in eine zimmerhohe Vorhalle ein, von dieser in eine zweite dunklere und von da in die eigentliche kuppelbedeckte Grabeshalle. Sie hat beiläufig 4 Meter im Gevierte. Der mittlere Teil besteht aus einem sich erhebenden, mit Kalk schwach belegten Steine, der fast den ganzen Raum an den Seiten einnimmt, so daß im Zwischenraum ringsherum kaum für zwei Personen nebeneinander Platz bleibt, die Höhe des Steines fast bis zum Beginn der dunkelblau gehaltenen Kuppel reichend. Dieser Stein ist voll von jüdischen Namen beschrieben, Kleinbuchstabig auf- und nebeneinander, viele tausende unleserliche Namen. Oben auf der Höhe liegen viele Zettelchen mit Bittgebeten von Besuchern beschrieben. Ringsherum an den Seitenwänden eine Bank und über derselben ringsherum kleine goldgestickte Samtmäntelchen mit den Namen der Spender versehen; diese bedecken Nischen, in denen sich Gebetbücher befinden, und eine Nische zur Ostseite, die zur Aufnahme von Thorarollen dient, welche zur Zeit gemeinschaftlicher Gebete hier benützt werden. Als solche gemeinschaftliche Gebetszeiten gelten der ganze Monat Elul, morgens und abends und an jedem Rüsttage des Schabbos. Da wird gemeinschaftlicher Gottesdienst gehalten. Immerwährend befindet sich ein angestellter Bediensteter da, der die Besucher des Grabes empfängt und ihnen die nötigen Auskünfte erteilt.

An der Stirnwand, gegenüber der Eingangstür, sind kleine Marmortafeln mit Inschriften angebracht, die sich alle auf Montefiore und seine Frau Judith beziehen, in der Mitte derselben mit Goldbuchstaben in Marmor, die Verse aus der heiligen Schrift: „Rahel weint um ihre Kinder, sie

weigert sich zu trösten“ u. s. w. Vor der Türe, zwischen dem Grabstein und dem Eingange, hängt eine Lampe mit vielen Ölbehältern, die von den Besuchern nach dem verrichteten Gebete angezündet werden, und an den Pfosten der Türe sind verschlossene Sammelbüchsen angebracht zur Aufnahme von Spenden für verschiedene wohltätige Zwecke.

Ich erhielt von unterhalb der Grabesstelle Erde mit, eine feuchte rote Erde, ebenso Erde von den Seitenteilen des Mausoleums und Gräber von unterhalb der Eingangschwelle, die ich mir selbst ausgrub und pflückte.

Die Klagemauer in Jeruscholaim und das Grab außerhalb der Stadt, das sind die einzigen uns erhaltenen und uns Juden frei zugänglichen Denkmäler, wo wir uns der Pietät frei hingeben können, wo der heilige Hauch der uralten jüdischen Vergangenheit uns umweht, und wo die Jahrtausende mit gewaltiger Kraft auf uns einströmen. Während uns jedoch bei dem Besuch der Klagemauer das herrschende Getümmel stört und in der ruhigen Beschaulichkeit hindert, finden wir vor dem Grabmal Rahels eine sich ganz auslebende Andachtsstimmung, wir befinden uns in un'rerem Weh doch so wohl, so beruhigt, so still und sanft bewegt — wie als Kind in den Armen der geliebten Mutter!

Jerusalem, 30. März.

Nachmanides in seinem Bibelkommentar bemerkt zu der Erzählung, daß Jakob sein Lager in zwei Scharen teilte, sprechend „wenn Esau über das eine Lager kommt und es schlägt, so werde das übriggebliebene Lager Rettung finden“; es ist ersichtlich, daß diese Erzählung auf die jüdische Geschichte hinweise, daß es den Feinden nie gelingen kann, den jüdischen Stamm auszulöschen; sie können immer nur einem Teil Böses zufügen in einzelnen Ländern; wenn ein Herrscher in diesem Lande Böses verhängt über unsern Besitz und unser Leben, so wird ein anderer in seinem Lande die Vertriebenen aufnehmen.

Die Wahrheit dieser geschichtlichen Tatsache, die sich in jeder Generation von Neuem bewährt, tritt uns gegenwärtig besonders in Jerusalem entgegen. Die Zunahme der jüdischen Bevölkerung rekrutiert sich von den Vertriebenen aus den verschiedenen Ländern. Hier haben sie Ruhe und Heimat gefunden, und wenn auch so Viele mit Widerwärtigkeiten und Entbehnungen zu kämpfen haben, hier stärkt sie der nationale Gedanke und gibt ihnen einen Halt, den sie in andern Ländern nur unter besonders günstigen Verhältnissen finden könnten. Hier in Jerusalem seine bedürftigen Brüder zu erhalten, findet aber auch jeder Jude in bessern Verhältnissen als eine warme Herzenspflicht, für die er noch mit hingebender Freude und wohlthuender Empfindung Opfer zu bringen bereit ist.

Ein großes Gebiet zeigt sich daher auch in Jeruscholaim in Arbeit genommen und Thora, Abodah und Gemiluth-Chassadim haben hier ihre Stätten. In den wenigen Tagen, die uns noch zu bleiben vergönnt waren, wer konnte da genügend alles erschauen! Es mußte da eine vorsichtige Auswahl getroffen werden, um das Beste sehen zu können.

Thora! Jeschiwoth und Bothe-midraschim. Im Allgemeinen befinden sich diese den großen Synagogen ange-schlossen. Die Aschenasim-Synagoge hat in ihrem inneren Umkreise eine Anzahl von Lehrzimmern, die von Hunderten von Schülern frequentiert werden. Von der niedersten Stufe angefangen, in der mit dem hebräisch Lesen begonnen wird, bis zu den ausgezeichnetsten Bachurim. In einem Klassen-zimmer, welches wir, mehrere Rabbiner, besuchten, und wohin uns ein Enkelsohn des Rabbi Schemuel Salant — ein scharfsinniger Kopf — begleitete, stellte er den Antrag, wir mögen aus den drei Folianten, den 3 Baboth, an die jungen Leute Fragen stellen und sie werden sie auswendig erschöpfend beantworten.

Wir stellten abwechselnd Fragen und in den Antworten wurden sofort zu den Talmudtextstellen Raschi und Tossafot mit den Mischnonim und Poskim zitiert; es waren 15—17-jährige Schüler. Bibel fanden wir nur in einer Klasse unterrichten; auf die Frage, warum das Bibelstudium so wenig betrieben wird, wurde uns die Antwort, dazu brauchen sie bei dem intensiven Talmudstudium keinen Lehrer, das bringen die Schüler selbst ohne Nachhilfe fertig; es wäre daher in der Schule nur Zeitvergeudung.

Die größte Jeschiwa ist die „Thorat-Chaim“, gegründet von Rabbi Ischak Wnuograd. In dieser befinden sich die Schulzimmer in mehreren Stöcken verteilt und in der Bibliothek sahen wir viele Männer in vorgerücktem Alter, die so vertieft waren, daß sie von den fremden Ankömmlingen gar nicht Notiz nahmen.

Abodah! Unter den Synagogen ist die schönste und größte die Chassidimshul. Die wurde im Jahre 5630 gegründet, sie führt den Namen „Tifereth = Israel“, zum Andenken an den Wunderrabbi, Rabbi Israel Sadagora. Ihr Kuppelbau ist der höchste und ist sehr schön gehalten. Unterhalb der Kuppel sind an den vier Wänden je ein Bild angebracht, ein Löwe, ein Hirsch, ein Adler und ein Leopard, als Erinnerung an den Wahlspruch mit dem der Schulchan-Aruch beginnt. Von der Außenseite der Galerie, die um die Kuppel läuft, hat man die beste und nächste Aussicht über den Tempelplatz und über die ganze Stadt. Im Innern ist sie ähnlich der Aschenasimshul gebaut.

Erwähnenswert ist noch die nur Wenigen bekannte Kabbalistenshul. Es sind zumeist sehr alte Leute, die ihre Gebete mit kabbalistischen Gedanken — Kewanoth — verrichten. Rings um den Betsaal befinden sich Divans, nach Art der Türken angebracht, auf denen sie während des Gebetes vertieft und still sinnend sitzen; zum stillen Gebet steigen sie auf den Divan. Der Vorbeter trägt das Gebet langsam und sehr gedehnt vor — der Zuhörer bemerkt, daß er bei jedem Wort noch an eine Nebenbedeutung denkt. Ringsherum stehen verhängte Glaschränke, in der Mitte eine kleine runde Bima, die aber nicht erhöht ist. Der Eindruck, den man empfängt, ist ein unheimlicher.

Gemiluth-Chassadim! Wohltätigkeits-Institute, die sind der Bedeutung dieses Wortes nach tatsächlich in Jerusalem in der Mehrzahl vorhanden. Spitäler gibt es drei: „Bikkur-Cholim“, „Misgab-Lodach“ und „Schaare-Zedek“. Das letztere ist die jüngste Schöpfung jüdischer Wohltätigkeit, aber auch großartig in jedem Sinne. Es ist von Deutschen gegründet und zeigt auch von deutscher Gründlichkeit. Das ist eine Anstalt, die schön, ja herrlich genannt werden kann. Sie besteht aus einem Hauptgebäude, umgeben von einem großen Gärten, im Hintergrund zwei von einander geschiedene Isolierpavillons und ein Desinfektionsgebäude. Die aller-

neuesten Errungenschaften der Hygiene sind da zur Geltung gekommen und in der Ausstattung ist nichts gespart worden. In der großen Vorkhalle finden sich die Namen der Gründer verewigt; Samsen Masael Hirsch s. A., Dr. Lehmann, s. A., Jakob Lehren s. A. und Samuel Strauß s. A., dessen Namen dort zu finden mir umso wohler tat, da ich ihn als meinen Vetter sehr gut kannte und es am besten wußte, wie sehr er es verdiente, in seiner begeisterten Liebe für Erez Israel auch in diesem Lande verewigt zu sein. Interessant ist auch die Tatsache, daß der Herr Direktor Mary die Anstalt unentgeltlich leitet, nur aus Liebe zur Sache, ebenso seine würdige Frau, bis die Anstalt im Stande sein wird, aus eigenen Mitteln einen Direktor zu bezahlen. Das heißt Gemiluth-chessed-begupho ubemumono — ein seltenes Beispiel von Opferfähigkeit, welches nicht genug gerühmt werden kann. Die Anstalt wird hauptsächlich durch die Wohltätigkeit Frankfurter Philanthropen erhalten; die haben sich da ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Der kleine Betsaal für Männer und Frauen ist auch ein Juwel an Nettigkeit ebenso die Apotheke, in der unentgeltlich Medikamente ausgefolgt werden, die vom tüchtigen Dr. Wallach geleitet wird, der auch täglich auswärtigen Kranken unentgeltlich ordiniert.

Waisenhäuser! Das hervorragendste und bestgeleitete Waisenhaus ist das unter der Direktion des gelehrten Doktor Grünhut stehende, dem sich seine würdige Gattin in der fürsorglichen Erziehung der Waisenkinder attachiert. Interessant war es zu hören, wie die Kinder am Ausgang des Schabbos gemeinschaftlich mit ihren hellen Stimmen das Sedowid-Boruch sangen und mit welcher Lust und Freude sie die nach der Habbalah folgenden Gesänge anstimmten.

Ein anderes großes Waisenhaus sah ich außerhalb der Stadt, welches vom Kolel Minsk unter den Namen Distin-Auerbach gegründet wurde. Jetzt geht man daran, dasselbe

zu vergrößern und auszubauen. Es sind darin mehrere hundert Waisenkinder untergebracht und sah ich dort separate Lehr-, Speise- und Schlafräume. Es scheint aber diese Anstalt im Kampfe mit dem ungarischen Kollel zu stehen und konnte ich in der Angelegenheit nicht klar sehen, woran das liege.

Eine großartige Schöpfung ist das Altenheim — „Beth moschab sekenim“ — es befindet sich als letztes Haus an dem äußersten Ende außerhalb der Stadt, in einer freien gesunden Lage. Es sind 102 Männer und 10 Frauen in der Pflege. Innerhalb der Stadt befindet sich eine Filiale dieser Anstalt, die 75 Frauen und 10 Männer beherbergt. Die alten Leute werden mit allem Nötigen versorgt. Sie haben auch Synagoge und Lehrhaus. Gegenwärtig ist ein Spital für die erkrankten Greise im Bau begriffen.

Erziehungsanstalten! Die hervorragendste ist die Rothschild Ebelinen-Schule für Mädchen. Sie wird von 600 Schülerinnen besucht, die sich auf 11 Lehrzimmer verteilen und von 18 Lehrkräften unterrichtet werden. Die Unterrichtssprache ist hebräisch und englisch.

In frühern Jahren ließ die Erziehung der Kinder in Bezug auf Religiosität vieles zu wünschen übrig. Seitdem die Direktrice Fräulein Landau die Leitung hat, ist sie auch nach dieser Richtung eine Musteranstalt. Das ist eine energische Dame, die in religiöser Beziehung keine Konzessionen kennt und die sich Achtung zu verschaffen versteht. Beispielsweise wohnte ich einer Auseinandersetzung bei, die sie mit einem Herrn — von unserer Reisegesellschaft — hatte, der ihr den gutgemeinten Antrag stellte, es wäre gut zur Versorgung der Anstalt verlassenden Mädchen, wenn man sie nach der Hauptstadt Ungarns in solche hervorragende Häuser brächte, die das Judentum vernachlässigend, sich für ihre Kinder andersgläubige Erziehe-

rinnen nehmen. Es würden dadurch viele jüdische Familien wieder dem Judentum zurückgewonnen werden.

„Was denken Sie“, rief die Dame indigniert aus, „nicht um die Welt würde ich einer meiner Schülerinnen raten, in ein Haus zu gehen, wo keine rituelle Lebensweise eingeführt ist!“ Der Antragsteller wurde ganz verduht und es schien ihm unbegreiflich. Aber auch die Hilfskräfte an dieser Schule sind ehrliche, strebsame, aufrichtig arbeitende Erzieherinnen.

Von der Mädchenschule der Alliance israélite universelle hatte ich nur Gelegenheit, die neu errichteten Webereien zu sehen, ebenso das daran sich schließende Verkaufsmagazin der dortselbst verarbeiteten Fabrikate. Auch da wird mit großen Mitteln Großes geleistet.

Eine der ältesten Schulen ist die Lämelschule. Wir hatten Gelegenheit, dort einer von den Schülern veranstalteten Purimfeier anzuwohnen, bei welcher ein Drama „Belsazar“ in hebräischer Sprache von ihnen aufgeführt wurde, welches sehr sehenswert war. Viele zeigten ein großartiges, schauspielrisches Talent ungewöhnlicher Art, und wie schön und erhebend klang das herrliche Hebräisch von den jugendlichen Lippen; man glaubte die bone hanobium, die Prophetenjünger aus Samuels Zeiten, zu hören. Es sind tüchtige Kräfte, die unter der Leitung des Herrn Direktor Ephr. Cohn dort tätig sind — das ist endlich einmal ein altes österreichisches Institut.

Man schämt sich fast, neben den großen Leistungen der Deutschen, unter denen besonders die Frankfurter hervorzuheben sind, der Holländer, der Engländer, der Franzosen, der Russen, der großen ausländischen Vereine mit ihren Riesenerleistungen ein Oesterreicher oder Ungar zu sein und man fühlt sich glücklich, endlich einmal eine von heimischen Kräften ins Leben gerufene Anstalt zu sehen.

Sollen wir noch vom Abschied von Jeruscholaim sprechen? Es war derselbe ein Sieg des jüdischen Bewußtseins. Zu vielen Hunderten begleiteten sie uns, unsere Brüder verschiedener Schattierung — hier im Weh des Scheidens waren sie eins. Es waren das österreichisch-ungarische Konsulat vertreten, die türkischen Behörden; Abschiedslieder wurden gesungen, die österreichische Hymne, das ungarische Szózat, Hütteschweifen, Tücherwehen; die Alten weinten, die Jungen eilten dem Zuge nach, so lange sie uns noch sehen konnten, bis in das „Emek Rephaim“, das Tal zwischen Jeruscholaim und Bittar und im Weitersansen hörten wir das hebräische Lied nachklingen — Aud lau owdu tikwathenu

Corfu, am 3. April 1905.

Bei schönstem Wetter ankerten wir in Corfu. Von West nach Süd ist die Hafenstadt von alten Forts flankiert, auf einsamen Felsenhöhen. Das westliche Fort ist massiger und bietet mehr Plateau, das südliche präsentiert sich fast wie ein zugespitzter Fegel. Die Mitte von einem Fort zum andern nimmt die Stadt selbst ein, die sich mit ihren vielen sehr hohen Gebäuden in venetianischem Baustil zugleich zierlich und mächtig darstellt. Die Stadt dehnt sich auf den ansteigenden Berg hinan und in das Innere der Insel weit hinein.

Das Schiff kann wegen seines großen Tiefganges nicht am Molo landen und wir werden in Barken zum Hafen geleitet, aber viel ruhiger geht das Ausbarkieren vor sich, als in Sassa, denn das Meer ist spiegelglatt und auch die Schiffer haben ein ruhigeres und würdigeres Benehmen. Eine Barke unter den vielen andern erscheint mit einer Musikbande, die moderne Weisen spielte, die Leute am Hafen, die Schiffer, die uns ausbarkieren, die Lastträger, die stiefelputzenden Burschen, wie das am Hafen flanierende Volk sich im allgemeinen europäisch gekleidet, nichts Auffälliges zeigt sich in ihrem Habit — wir merken, trotz des leuchtenden Himmels, trotz der glühenden Sonne, der tiefe Orient ist es nicht mehr; die Gesichter sind wohl gebräunt, aber die Gesichtszüge blicken uns hart an. Diese Empfindung sollte uns auch auf unserem weiteren Weg durch die Insel nicht mehr verlassen.

Wir besteigen die Wagen, um zum Achilleion zu fahren; wir haben Eile, denn die Zeit ist kurz bemessen — von 12 Uhr Mittag bis 6 Uhr Abend. Wir durchschneiden die Stadt in raschem Galopp, die Koffelener scheinen im Trab zu wetteifern mit ihren wohl kleinen, aber mustalösen und ausdauernden Pferden.

Die Stadt ist schön, schon mehr europäisch. Wir fahren durch den grandiosen Vorbogen des königlichen Palastes, der ausgestreckten Esplanade entlang, vor dem Exerzierplatz vorüber, auf welchem sich schlanke, schmutze Soldaten, von ihren Connationalen bewundert, im Gruppenbilde tummeln, Konsulargebäude verschiedener Länder reihen sich aneinander, verschiedene große, elegant gehaltene öffentliche Gebäude erstrecken sich an der ausgedehnten, der Küste sich anlehnen Promenade. Statuen, Denkmäler und Kioske wechseln hin und wieder ab und geben dem Stadtteile ein lebhaftes Gepräge, obwohl dies die alte Stadt ist; ein altes Theatergebäude begrenzt die Altstadt.

Viel höher hinauf liegt die neue Stadt, die elegante Geschäfte, schöne Hotels und sogar ein neues Theater aufzuweisen hat. Mit Stolz wird mir das alles von dem ziemlich intelligenten Kutscher in französischer Sprache im raschen Vorbeifahren erzählt und erklärt und man merkt ihm seine Freude an seiner Heimat an.

Nun gehts hinaus ins Freie. Eine gute Straße führt immer höher und höher an blühenden Feldern und Wiesen vorbei; Feigen- und Olivenbäume, Orangen- und blühende Mandelbäume, Paradiesapfelplantagen, unsere Esrogim, in der Landessprache Cedra genannt, Weingärten von hohem Raktus umzäunt, in Justanella gekleidete Arbeiter, Frauen mit besonders kompakten und phantastischen Kopfbedeckungen kuppelig sich um die Vorderstirne und an die Ohren legend, zumeist in Rot und Weiß, charakteristische geradlinige Gesichtszüge und schlankgebaute elastische Gestalten,

das ist das Bild, welches uns die Fahrstraße bietet. Auch da laufen dem Wagen Knaben und Mädchen nach, Blumenwerfend und die Hände um eine Gabe ausstreckend, indem sie das „Ljantab“ nachrufen, eine kleine Abwechslung für das bisher im Orient gehörte „Chawadschya = Bakschisch!“

So gehts immer weiter und immer höher und höher, die Aussicht auf die Insel wird immer freier und anschaulicher, ein Wachstum reich und blumengeschmückt, Wohlgeruch und erotische Düfte ausatmend; wo uns bisher im tiefen Orient die Palme begleitete, ist es hier die Cypresse, die stolz emporragt und sich rührend mit ihren Spitzen in den Lüften wiegt, wie dünne hochragende Nadeln ausgestreut zwischen andern blühenden Bäumen und grünenden Auen; Täler und Hügel und in das Land hinein hochragende Berge — ein paradiesisch Bild für das Auge des kontinentalen Europäers.

Wir fahren im Halbkreis um einen kleinen See, wir klimmen immer höher hinauf und erreichen nun nach mehr als einstündiger Fahrt die auf der Höhe liegende kleine Ortschaft Gastura, ein Dertchen klein, aber nett; auch dies wird rasch durchzogen und bald erblicken wir das auf der Anhöhe leuchtende, in Weiß strahlende — Achilleion, das Märchenschloß der unglücklichen Fürstin.

Wir verlassen die Kutschen und durch eine Cypressenallee treten wir in das alle Wunder der Kunst und der Natur vereinigende Schloßchen. Es spottet in seiner Schönheit jeder Beschreibung und Darstellung, umso mehr, wenn die Zeit zur Betrachtung nur so kurz bemessen ist; es ist immerhin ein Ereignis, es gesehen zu haben, dieses Phantasiegebilde einer ideal hochstrebenden und in unsäglicher Trauer dahinträumenden Fürstin.

Um es zu schildern in seinen Räumen, Anlagen, Statuen, Wandgemälden, müßte man Baumeister, Maler, Künstler, Botaniker und Bildhauer sein. Vom Vestibül ange-

fangen bis hinunter in den in der Tiefe angelegten Gemächern, bis hinauf und hinab in den Gartenanlagen, die zum Heine-  
Denkmal und zum Meere führen, Statuen der griechischen Philosophen, der Musen und verschiedener mythologischer Gestalten aus weißem, kostbarem glänzenden Marmor und über alles hervorragend die herrliche Achillesstatue, die dem Schloß den Namen gegeben. Dieser Ausdruck des Schmerzes im Gesichte des verwundeten Achilles, gepaart mit Stärke und Würde, bleibt dem stauenden und bewundernden Beschauer unvergeßlich — daß dies Menschenhände meißeln können!

In stillem Gang hinab in verborgenem Hain der sitzende Byron, eine jugendliche lebhaft Dichtergestalt, und weiter, viel weiter unten, fast am Meeresgestade gelegen, der sechs säulige Tempel, von goldenem Engel mit ausgebreiteten Flügeln gekrönt, der dem Liebling, dem Dichter Heine als Ruhe- und Ruhmesplatz gewidmet ist. Da thront er im Lehnstuhl brütend mit vorgebengtem, innerlich träumenden Antlitz. In der einen Hand hält er eine gebrochene Feder, in der andern ein zusammengerolltes Heft, auf dem die Verse zu lesen sind:

„Was will die einsame Träne?  
Die trübt mir ja den Blick!  
Sie blieb aus alten Zeiten,  
In meinem Aug zurück!“

Auch uns blieb eine zerdrückte Träne im Aug zurück; nicht nach dem Dichter, denn der hat uns durch seinen Austritt aus dem Judentum verlassen und hat keinen Anspruch auf unsere Tränen — er selbst hatte in guter Voraussicht geklagt, man werde keine Messe nach ihm lesen und keinen Rabbisch nach ihm sagen — beides hat sich erfüllt — der Judenthum hat selbst den getauften Juden verfehmt; ver-

weigert selbst seinem Dichtergenius das Denkmal — die Träne galt der unglücklichen Kaiserin, die diesen tieftraurigen Vers als Echo ihrer eigenen untröstlichen Stimmung sich ausgewählt.

Das von Kummer schmerzlich durchgeistigte Angesicht des Dichters stand ihr nahe, und die Schuld des Deutschtums, der gebildeten Welt überhaupt, hat sie, die hochsinnige Frau, durch die Errichtung des Denkmals abgezahlt. Es steht nicht in deutschen Gauen — aber es prangt in seiner Herrlichkeit an einem Orte, wie es sich das phantastischste Dichtergeist nicht schöner erschauen konnte — und wenn es auch nicht auf offenem Marktplatz thront, wo die von der täglichen Arbeit abgestumpfte Bevölkerung achtlos vorüber schlängelt, so ruht es hier auf marmorernem Sockel, aufgeführt von der großen Touristenwelt, die hier aus allen Ecken der Welt zusammenströmt.

Wir schreiten bergauf, zurück. Wir sammeln Blüten, pflücken unreife Datteln und saftige Mandarinen aus dem kaiserlichen Garten, und wo früher der elastische Schritt der hoheitsvollen Kaiserin einsam dahingeschritten, stürmen weltfremde Menschen dahin, schaulustige, lärmende, ungeduldige, moderne Touristen-species — sie transit gloria mundi!

Draußen erwarten uns Verkäufer von Ansichtskarten und Albums; das unumgängliche Feilschen mit den geldhungrigen Griechenhändlern vertreibt uns vollends jede weihvolle Stimmung. Das Stürmen der wartenden Kutsher, das Anbetteln der Kinder, das aufdringliche Wesen der Blumen und Zitronen verkaufenden Gasturaner Frauen, all das zusammen bildet ein Chaos, welches uns der niedrigen Wirklichkeit wiedergibt.

In raschem Galopp gehts nun bergab, stürmend und einander gegenseitig anrufend, in kühlender, balsamischer Luft — alles zieht in seiner Herrlichkeit nochmals an uns vorüber, den Wunsch im Herzen zurücklassend, wann



könnte ich wieder einmal dies Paradies auffuchen, allein und ruhig dich in stiller Betrachtung genießen und mich geistig und in feierlicher Beschaulichkeit, wie im Nirwana, ausleben.

Noch blieb uns ein Stündchen bis zur Einschiffung; hatten wir die Zeit bisher dem patriotischen Fühlen gewidmet — das Schloß unserer Kaiserin-Königin zu sehen — so sollte nun die Zeit, die uns noch erübrigte, dem jüdischen Herzen geweiht sein; denn Judentum kennen zu lernen, wie es in weiter Ferne von uns sich gestaltet, darauf war ja doch der Sinn unserer Reise gerichtet.

Das Glück war mir hold; ich machte zwei ungarische Juden ausfindig, die sich hier seit einigen Jahren niedergelassen hatten. Mit Freude begrüßten sie die Gelegenheit, mich und noch zwei der sich mir anschließenden Reisefolger zu begleiten, in das Judenquartier zu führen, die Synagogen aufzusuchen und auf dem Wege dahin uns einige Auskünfte über die Verhältnisse, die Juden betreffend, zu geben.

Es leben gegenwärtig zirka 3000 jüdische Seelen in Corfu. Sie sind sehr, sehr arm, nur äußerst wenig Bemittelte sind unter ihnen; reich zu nennende, nur zwei Juden. Die christliche Bevölkerung lebt mit ihnen gegenwärtig in gutem Einvernehmen; trotzdem bleiben die Juden gerne in ihrem abgesonderten Viertel, obwohl sie nichts hindern würde, sich auch außerhalb desselben niederzulassen; sie trauen dem Landfrieden nicht. Sie halten sich auch im Verkehr mit Andersgläubigen sehr zurück, denn noch klingen die grausigen Vorkommnisse von vor einem Dezennium schauerlich in ihren Ohren. Oeffentliche Stellungen bekleidet keiner von ihnen. Es sind unter den Juden Arbeiter, die die schwersten Arbeiten verrichten, Lastträger, Hafenarbeiter; Handwerker gibt es unter ihnen zumeist Schuster und Tischler. Einen Chacham haben sie nicht, denn sie sind zu arm, einen zu erhalten, sie haben — wie die ungarischen Juden

sich ausdrücken — einen sogenannten Passkener. An der Schule haben sie vier Lehrkräfte. Hebräisch lernen die Kinder nur soviel, als sie zur Tefilla brauchen, und etwas Pentateuch; die anderen heiligen Schriften oder gar Talmud kennen zu lernen, so weit kommt es nicht. Die Sprache, der sich die Juden untereinander bedienen, ist die Landessprache oder spaniolisch. Es gibt sehr wenige, die einige hebräische Brocken verstehen.

Das Judenquartier besteht aus einigen engen Straßen, die aber sonst reinlich aussehen. Nicht weit vom Hafen ziehen sie sich der westlichen Seite der Stadt entlang hin. Wir werden in der „Gasse“ mit freundlichem Interesse betrachtet, aber nicht belästigt. Nach und nach bildet sich ein Kreis um uns. Wir schreiten zur Synagoge. Von außen ist dieselbe nicht als solche erkennbar, sie sieht in ihrer Front den andern großen Häusern ähnlich. Wir steigen durch einen engen Eingang einige Treppen hoch hinauf und dann durch einen schmalen Seitengang in den Tempelraum hinein. Es ist eigentlich nicht eine Synagoge, sondern es sind deren mehrere in ein einziges Gebäude eingeschachtelt. Es wird nämlich nach verschiedenen Riten gebetet, und für jeden Ritus ist ein eigener Raum reserviert. Wir hatten nur Zeit, die zunächst im Parterre liegende zu besichtigen. Es ist die spaniolische Synagoge, nicht groß, aber ziemlich hoch und sehr rein und schön gehalten. Man sagte mir, sie sei erst jüngst renoviert worden. Sie ist genau ein Abbild der Abarbanel-Synagoge in Venedig, die ich vor einigen Jahren gesehen habe. Das Holzwerk ist dunkelbraun gehalten; gegenüber dem Eingang in die Synagoge die Frauenabteilung, im Halbstock, mit schmalgitterigen, hohen Fenstern versehen, unter jedem Fenster ein schöner hebräischer Spruch aus der heiligsten Schrift angebracht. Zu Osten die heilige Lade, fast die ganze Vorderwand einnehmend, gleichfalls in braunem Holz gearbeitet, hoch oben die Behnegebotstafel in Goldbuchstaben.

Tiefer unten in Goldbuchstaben die Warnung: Dah lifneh mi atta, omed! Kanzel ist keine, aber ein schön gearbeitetes, dunkel gehaltenes Eisengitter, rund um die wenigen Stufen, die zur heiligen Lade hinaufführen. An der Westwand befindet sich die Bima, unser Amemor, ein erhabener Aufbau, gleichfalls von braunem Holz aus dessen erhöhter Rundung sich eine zierliche, das Ganze bedeckende Krone erhebt. Der Raum zwischen der heiligen Lade und dem Amemor ist von der Länge nach aufgestellten Bänken ausgefüllt, so daß die zum Vorlesen herausgeholtten Thorarollen durch die ganze Länge des Tempels getragen und von jedem Tempelbesucher bequem geküßt werden können.

Beim Ausgang erwarteten uns schon viele Arme der Armen, um Almosen entgegenzunehmen. Wir entsprachen gerne, aber — mit Wehmut, selbst auf dieser gottgesegneten, mit Reichthümern des Bodens ausgestatteten Insel so großer Armut zu begegnen — auf jener Insel, die so viel jüdisches Geld aus allen Weltenden für Esrogim erhält, dem schönen jüdischen Rituale — dessen Kosten nicht den auf Korfu darben den Juden, sondern der feindseligen Bevölkerung zu Gute kommen — und da wird noch von unsern Gegnern von jüdischer, weltumspannender Solidarität gefaselt! — wie viel unbehaunter, brach liegender Boden zeigt sich uns auf diesem Gebiete, wenn wir in der weiten Welt Umschau halten, der noch der Bearbeitung harret.

Es ist die letzte Station vor unserer Heimkehr zu unsern Lieben, die uns diese Lehre predigt — unsere jüdische Reisegeellschaft, die sich international zusammensetzt, sie hat diesen Eindruck überall empfangen können, von Kairo bis Jeruscholaim und von Jeruscholaim bis Corfu — wir sind in unserer jüdisch-politischen Tätigkeit gegen alle andern Nationen und Konfessionen im Rückstande.

Es wird im Allgemeinen viel geleistet, von einzelnen großen jüdischen Philanthropen und großen jüdischen

Bereinen — aber bei weitem noch nicht so viel, als es die heilige jüdische Sache erfordern würde, und gewiß bei weitem nicht so viel, als es von andern Nationen schon seit langen Jahren geleistet worden ist und als es bei geringen Anstrengungen geleistet werden könnte.

Es wird die Aufgabe der einzelnen Teilnehmer der ersten jüdischen Reisegeellschaft bleiben, diese Erkenntnis in den ihnen zugänglichen Kreisen in Wort und Schrift zu verbreiten.

Mögen sich diese Kreise immer mehr erweitern und verbreitern, mögen sie sich vervielfältigen, mögen die Opfer, die wir an Zeit, Geld und Plage gebracht haben, Früchte tragen für die jüdische Allgemeinheit, daß ein neuer frischer Zug in den Urwald engherziger Anschauung eindringe, der seit 1800 Jahren nicht gerodet wurde, und der Ruf des feuersprühenden Propheten in allen jüdischen Herzen Widerhall finden: „Wahnet, wahnet den Weg zur offenen Straße“, daß oft und Viele uns alljährlich nacheifern, hin nach — Jeruscholaim!

— Leschanah habaah bijeruscholaim! —

### Randbemerkungen.

Die erste israelitische Gesellschaftsreise nach dem heiligen Lande, die vom Fahrkarten-Zentralbureau der königlich-ungarischen Staatsbahnen veranstaltet wurde, hat sich glänzend bewährt. Die rituelle Verpflegung war sowol in Bezug auf die religiöse Verlässlichkeit, wie bezüglich der materiellen Anforderungen selbst für die verwöhntesten Ansprüche eine vorzügliche. Es ist damit ein Problem zum erstenmale glänzend gelöst worden.

Die Leitung, der die Gesellschaft auf dieser langen, großen Reise anvertraut wurde, war in den Händen des Herrn Ludwig R ó z s a, Abteilungschef des Bureaus, eine ausgezeichnete; er hat sich konziliant und geduldig bis zur Verwunderung gezeigt.

Herr Wilhelm Donath, Journalist in Budapest, war die rechte Hand dieser Leitung, und schuldet die Reise-gesellschaft demselben noch besondere Dankbarkeit, daß er auf dem Schiffe, unterstützt von seiner wackern Gattin, sich täglich den Mühen der Redaktion einer Schiffszeitung unterzog, deren Nummern den Teilnehmern ein schönes Andenken bleiben werden.

Vorteilhaft wäre es bei künftigen Gesellschaftsreisen, aus der Mitte der Schiffs-gesellschaft ein kleines Arrangements-Komitee zu bilden, welches bei Empfängen, Begrüßungen, Verabschiedungen offiziellen Charakters die repräsentierenden Personen abwechselnd bestimmt.

Es wurde auch mangels desselben bei so vielen Gelegenheiten so viel herumgeredet, daß man vor lauter Worten die Sache nicht sehen konnte. Die Mitreisenden, die sehen, studieren, Neues verstehen lernen wollten, mußten nolens volens den immer sich erneuernden Redestrom über sich ergehen lassen.

Aus dem Mangel eines solchen Gesellschafts-Komitees entwickelte sich auch ein Separatismus, der sich oft unangenehm geltend machte. Da hat sich ein besonderer „Tisch“ gebildet — wie im Nachsor, der Minhag Frankfurt.

Inkonsequenzen entstanden auch — das ist zwar ein heikler Punkt, fast ein noli me tangere — daß auch Frauen an der Pilgerfahrt teilnahmen. Es sollten doch nur solche Frauen mitpilgern — die, wie Hanna mit Elkanah — von ihrem Manne begleitet sind. Es ist dadurch den Veranstaltungen von gesellschaftlichen Zerstreungen zuviel konzediirt worden.

Praktisch wäre es auch gewesen, während der Seefahrt von einigen Fachmännern belehrende Vorträge über das heilige Land halten zu lassen, damit so viele Mitreisende dasselbe nicht ganz unvorbereitet betreten.

Zur Vervollständigung des Sammlungsergebnisses auf dem Schiffe muß noch berichtet werden, daß 7000 Kronen zusammenkamen, von denen 4000 Kronen den verschiedenen Instituten in Jeruscholaim, 1000 Kronen denen in Hebron, Besath und Tiberias zugewiesen wurden, und 2000 Kronen der Errichtung eines Betsaales in der Kolonie Moza, in welchem die Namen der Reisetilnehmer verewigt bleiben sollen. Zur Ausführung dieser Bestimmungen wurden Herr Dr. Mezey aus Budapest und Herr Széll aus Kis-Bárda bestimmt.

Auch hatte die Gesellschaft Gelegenheit, als Scholuchoh Mizwah nach Palästina zu kommen; sie nahm nämlich einen russischen Vertriebenen unentgeltlich mit, sammelte ihm einige

hünderte Kronen und versorgte ihn für die erste Zeit im heiligen Lande.

So verbrachten wir auf dem Schiffe die Zeit mit Thora, Abodah und Gemilus-chassadim.

Im Allgemeinen läßt sich auch sagen, die Reise ist sehr würdig in ihrer Form und sehr glücklich mit Gottes Beistand verlaufen. Dieser zeigte sich uns sichtbarlich; denn — ein perez, weejn jozeth, ween zewachah birechowothenu; Alle, ohne Ausnahme, sind wir ohne Unfall glücklich gelandet, und haben — dem allgemeinen Vernehmen nach — unsere Angehörigen glücklich angetroffen — nachdem auch sie ihre Blicke wochenlang nach den Ihrigen gerichtet hatten, dorthin im täglichen Gebete, wo nun auch ihre Lieben weilten — nach Osten! Misrachah!

Vom Verfasser sind erschienen:

„Chut hameschulosch“, drei gottesdienstliche Vorträge.

„Ewige Denksäule“, Trauerrede auf Franz Deák.  
Antrittsrede, Baden.

„Patriotische Reden“, 1888; angenommen für die Allerhöchste k. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek.

„Kulturfragen“, Vorträge und Essays.

„Trauerweiden“, zwei Gedichte. Reden auf weil. Kronprinz Rudolf.

„Das prophetische Schrifttum“, I, Jesaias.

Talmud-Üebersetzung, Berachoth, 3 Abschnitte. Erschienen Beilage, Reichsbote, 1894.

„Patriotische Reden“, weitere Folge, 1900; angenommen für die k. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek.